

DIE WELTWOCH

80 JAHRE QUALITÄT



Achtung, Windfahne

Bei diesen Politikern müssen Sie ganz genau hinschauen.

Von Philipp Gut und Christian Mundt

Die Mama-Literatur

Wenn Frauen nur noch über ihre Kinder schreiben. *Von Rico Bandle*

«Psychopathen kann man nicht heilen»

Kriminologin Henriette Haas analysiert die Misstände im Schweizer Strafwesen.

Von Alex Baur



Mütter

**Wenn Frauen
nur noch über
ihre Kinder
schreiben**

Schweiz vs. Deutschland

**Verlorener
Kunstschatz**

Bundeshaus

**Die
Wind-
fahnen
der
Politik**



Britischer Chic, Schweizer Perfektion. Breitling for Bentley verbindet das Beste aus beiden Welten. Stil und Performance. Luxus und Spitzenleistung. Klasse und Unkonventionelles. Leistungsstärke und Raffinement. Im Chronografen Bentley B06, dem Emblem dieses ausserordentlichen Universums, tickt ein von der COSC (Offizielle Schweizerische Chronometerkontrolle) – der obersten Instanz in Sachen Zuverlässigkeit und Präzision – Chronometer-zertifiziertes Breitling Manufakturkaliber. Es zeichnet sich durch seinen exklusiven 30-Sekunden-Chronografen aus, der Zeitspannen äusserst genau misst. Der perfekte Mix aus grosser britischer Automobilkunst und grosser helvetischer Uhrmachertradition.

BEYER
UHREN UND JUWELEN

BEYER CHRONOMETRIE AG · BAHNHOFSTRASSE 31 · ZÜRICH
TEL +41 (0)43 344 63 63

THE ESSENCE OF BRITAIN

Made in Switzerland by BREITLING



BENTLEY B06

BREITLING
— *for* —
BENTLEY

15. März – 17. November 2013
Bernisches Historisches Museum

Das «8. Weltwunder» – jetzt in Bern

Qin – Der unsterbliche Kaiser
und seine Terrakottakrieger

www.qin.ch

Tickets auf
www.qin.ch

Ein Kulturrengagement von



Im Festtrubel zum 125-Jahr-Jubiläum der SP Schweiz nahm sich alt Bundesrätin Ruth Dreifuss eine Stunde Zeit, um über die Geschichte der Kunstsammlung von Gustav Rau zu sprechen: Aus aktuellem Anlass rollen unsere Redaktoren Pierre Heumann und Markus Schär den Politskandal nochmals auf, wie vor zwölf Jahren die Schweiz unter ungeklärten Umständen eine der grössten privaten Kunstsammlungen der Welt verlor. Andere Zeugen gaben sich weniger offen. Einen der beiden Zuständigen in der Bundesverwaltung fanden die Rechercheure nur dank einem Freund, dem er auf Twitter folgt – die ehemaligen Arbeitskollegen mauerten. Der



Ungeklärte Umstände: Doncker-Gemälde.

krankte Ex-Beamte liess durch seinen Vertrauten ausrichten, er wolle nicht mehr über diese Geschichte sprechen. Und ein Alt-Bundesrichter, der noch eine Stiftung von Gustav Rau verwaltet, blaffte den Journalisten am Telefon an: «Damit habe ich nichts zu tun.» – «Sie sind aber als Liquidator der Stiftung eingetragen.» – «Das bin ich nicht. Fragen Sie den Präsidenten.» – «Wer ist denn Präsident?» – «Schauen Sie im Handelsregister nach.» **Seite 36**

Die Psychologin Henriette Haas hatte schon den Ruf einer Hardlinerin, als dieser Ausdruck in ihrer Branche noch als Schimpfwort galt. Anfang der neunziger Jahre, als sie in der Strafanstalt Pöschwies Sexual- und Gewalttäter therapierte, machte Haas sich als Warnerin vor den lockeren Sitten im Vollzug bei der Zürcher Justizdirektion ziemlich unbeliebt. Der Mord des einschlägig vorbestraften Hafturlaubers Erich Hauert in Zollikerberg sollte ihr recht geben.

1996 wechselte Haas als Assistenzprofessorin an die Universität Lausanne und widmete sich der Forschung, seit drei Jahren unterrichtet sie als Titularprofessorin für forensische Psychologie an der Uni Zürich. Die mittlerweile 55-Jährige mit Spezialgebiet Gewalttäter, die am Genfersee lebt und die Romandie so gut kennt wie die Deutschschweiz, ist eine unbequeme Querdenkerin geblieben. In ihrem In-



Unbequem: Professorin Haas.

terview mit der *Weltwoche* warnt sie nicht nur vor übertriebenen Erwartungen an Therapien, sondern auch vor unmotivierten Verwahrungen. Ihr Fazit ist ernüchternd: Das System lässt sich verbessern, doch es bleibt immer ein Risiko, mit dem wir leben müssen. **Seite 26**

Es gibt ein Foto, das James Salter im Kreis seiner Kollegen der US Air Force zeigt: blond und kräftig, mit markanten Gesichtszügen, in der schnittigen Uniform des Kampfpiloten. Über ein halbes Jahrhundert später ist das Haar weiss und das Gesicht weicher, und die Uniform ist längst abgelegt. Doch der 88-jährige Schriftsteller, den manche für den Schöpfer von einigen der schönsten Sätze in der amerikanischen Literatur halten, war am Bahnhof von Bridgehampton nicht zu übersehen. Das Gespräch mit Sacha Verna auf seiner Veranda verlief nicht ganz so harmonisch wie zuvor das gemeinsame Schweigen während der kurzen Autofahrt zu seinem Haus. James Salter reagierte abwechselnd überrascht, amüsiert und verärgert auf die Fragen, wie jemand, der von Journalisten nur uneingeschränkte Bewunderung gewohnt ist. Doch nach zweieinhalb Stunden war von verletzter Eitelkeit keine Spur mehr. Salter liess sich zum Abschied zu einer Umarmung hinreissen, die ihn selber überrumpelte. Interview: **Seite 52**

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrig,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Lucien Scherrer, Florian Schwab,

Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Pierre Heumann, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Peter Keller,

Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*),

Joël Hunn, Raffaella Bachmann (Assistentin)

Layout: Silvia Ramsay (*Leitung a. i.*)

Korrektur: Cornelia Bernegger und

Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojaij-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93,

info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Seit 1933 für die Schweiz.

Jeden Donnerstag fundierte Recherchen und interessante Artikel aus Politik, Gesellschaft und Kultur. Sie haben noch kein Abo? Jetzt bestellen über Telefon 043 444 57 01 oder www.weltwoche.ch/probeabo. Selbstverständlich auch online und übers Handy verfügbar.

DIE WELTWOCH
80 JAHRE QUALITÄT



Reittherapie

Die ermordete
Sozialtherapeutin. Syrien.
Wandern. SBB.
Von Roger Köppel

Ein neues drastisches Versagen des psychologisierenden Strafvollzugs erschüttert die Schweiz. In der Romandie durfte sich ein verurteilter Vergewaltiger im Freigang ein Messer kaufen, während er von seiner Sozialtherapeutin begleitet wurde, die er dann mutmasslich ermordete, um sich nach Polen abzusetzen, wo ihn die deutsche Polizei an der Grenze dingfest machte. Der Messerkauf in der Schweiz war – und das ist kein Witz – Teil einer Reittherapie, die man dem Frauen schänder auf Staatskosten angedeihen liess.

Der inhaftierte Vergewaltiger, der, offiziell von einer Frau begleitet, ein Messer kaufen kann, um dann die Frau auf dem Weg zu seiner Pferdetherapie zu ermorden: In diesem Vorgang bündeln sich die sozialpsychologischen Grundlagenirrtümer und gesellschaftlichen Verirrungen der letzten Jahrzehnte, von einer täterfreundlichen Thalasso-, Therapie- und Kuscheljustiz bis hin zu den Irrlehren der sogenannten Gender-Debatte, die es grundsätzlich verbietet, zwischen Frauen und Männern relevante Unterschiede festzustellen, so dass man am Ende tatsächlich auf die nun wirklich, Pardon, kranke Idee verfiel, ausgerechnet einem Vergewaltiger eine weibliche Begleitperson an die Seite zu stellen. Werden in der Romandie verurteilte Pädophile zu therapeutischen Zwecken als Aufseher in Kinderkrippen delegiert? Man muss inzwischen alles für möglich halten.

Klar: Es wird immer rückfällige Straftäter geben. Eine offene Gesellschaft ist kein Polizeistaat, der Sicherheit über alles stellen kann. Die Ermordung der Sozialtherapeutin Adeline M. allerdings macht deutlich, was man instinktiv schon immer vermutete: Der Schweizer Strafvollzug ist zu wenig abschreckend, zu lasch, zu therapielastig, zu naiv-optimistisch in Bezug auf das ihm zugrunde liegende Menschenbild. Gewalttäter können nicht durch Handauflegen und Seelenmassage «geheilt» werden. Bei manchen nützt nicht einmal die Abschreckungswirkung einer Strafe. Der Mensch ist ein potenziell gefährliches Lebewesen mit Eigenschaften, die sich nicht wegtherapieren lassen. Harte Strafen sind wirkungsvoller als Behandlungen, die auf irrigen Voraussetzungen basieren. Dass wieder ein Mensch sterben musste, damit sich diese Einsicht durchsetzt, ist traurig und hoffentlich aufrüttelnd genug, damit sich etwas ändert.



«Immer kompliziertere Ticket-Automaten.»

Gute Nachrichten: Die Amerikaner werden vorderhand keine Bomben auf Syrien abwerfen. Die von Präsident Obama leichtfertig dahingesagte und in Aussicht gestellte militärische Operation gegen das Regime des ehemaligen Augenarztes Baschar al-Assad musste fürs Erste abgeblasen werden. Interessanterweise wandte sich Obama in seiner Überforderung ans Parlament, das ihm schnöde die Gefolgschaft verweigerte.

Ich bin nicht sicher, ob aus diesem Misstrauensvotum bereits die These abgeleitet werden kann, der Präsident sei endgültig zur lahmen Ente geworden. Tatsache ist einfach, dass die Amerikaner verständlicherweise keine Lust auf ein militärisches Abenteuer ohne klare Zielsetzung verspüren und Obama erstaunlich spät gemerkt hat, dass er sich mit seiner wohlklingenden Drohung in Richtung Damaskus allzu weit vom Empfinden seiner Wähler entfernte. Gute Aussenpolitik ist Realpolitik, und Realpolitik setzt voraus, dass man sich an den Interessen des eigenen Landes orientiert. Macht statt Moral.

Vor diesem Hintergrund war es richtig, dass Obama – wie auch immer – darauf verzichtete, sich in den syrischen Bürgerkrieg verstricken zu lassen. Der gehasste Präsident Assad steht einer wilden Koalition von islamistischen Aufständischen gegenüber, von denen viele auf den Strassen tanzten, als am 11. September 2001 die Twin Towers in New York nach einer terroristischen Attacke zusammenkrachten. Es wäre zu absurd gewesen, wenn die USA in Syrien an der Seite von Islamisten ein Militärregime bekämpft hätten, während sie in Ägypten eine Militärregierung im Kampf gegen Islamisten unterstützen. Der Nahe Osten bleibt ein rätselhafter Ort.

Das Wochenende verbrachte ich beim Wandern mit Freunden im Tessin. Wir bestiegen oberhalb der Leventina ein paar Pässe, prächtiges Wetter, interessante Gespräche, das im Rucksack zwischengelagerte Buch von NZZ-Feuilletonchef Martin Meyer über den französischen Dichterphilosophen Albert Camus blieb unbenutzt. Fazit: Die körperliche Anstrengung lohnt sich auch deshalb, weil sie die Genussfähigkeit in den Pausen erhöht. Besonders beeindruckten diesmal die gastronomischen Leistungen. Auf 2260 Meter über Meer assen wir in der Leit-Hütte die beste hausgemachte Linzertorte diesseits der Donau zu Preisen, die so vernünftig waren, dass man es eigentlich nicht weiter erzählen sollte. Übernachtet wurde dann auf 2140 Metern in der Capanna Campo Tencia beim Kletterer Franco Demarchi, der vor vielen Jahren den fürchterlich senkrecht aufragenden Granitberg Cerro Torre in Argentinien meisterte und heute am Kochherd einen fantastischen Risotto zu ebenfalls hoch-sympathischen Konditionen herbeizaubert. Wandern ist interessant als geselliges sportliches Erlebnis mit überschaubarer Schweissentwicklung. Misstrauisch macht dagegen der stressdurchtränkte alpine Leistungssport, den viele Führungskräfte der Wirtschaft in offenkundiger Imponierabsicht pflegen. Man fragt sich einfach, ob ein Manager, der seinen Körper im Gelände schindet, auf der Bergtour eine Härte inszeniert, die ihm in der Arbeit fehlt. Achtung vor aktiven Spitzensportlern, die Konzerne lenken.

Kürzlich bestiegen in Herrliberg bei Zürich zwei ältere Damen den Bus. Eine war aus den USA in die Schweiz gereist, die andere hatte am Vorabend eigens zwei Retourbillets nach Winterthur besorgt, weil sie sich die Bedienung der immer komplizierteren SBB-Ticketautomaten am Reisetag nicht mehr ohne weiteres zutraut. Kaum hatten die beiden überaus gepflegten freundlichen Damen den Bus bestiegen, forderte sie ein Kontrolleur auf, ihre Fahrscheine zu zeigen. O weh: Die Schweizerin hatte vergessen, die Karten in den Entwerter zu schieben. Es kam zu Diskussionen, doch der Kontrolleur blieb unversöhnlich und zog die neue, knallharte Bussenpolitik der SBB an den beiden Damen durch. Die Amerikanerin zahlte gegen 100 Franken, ihre Freundin wurde in ähnlicher Höhe für die rund dreiminütige Fahrt bestraft, ehe die beiden dann gemeinsam den Zug nach Winterthur bestiegen. Der strenge Kontrolleur handelte sicher auftragsgemäss im Sinn seiner Vorgesetzten, als er den beiden offenkundig nicht schwerkriminellen Frauen die Möglichkeit verwehrte, das Versäumte nachzuholen und die Tickets unter seiner Aufsicht einfach zu entwerfen. Was dem Schweizer Strafvollzug vielleicht an Mitleidlosigkeit abgeht, machen unsere Bundesbahnen spielend wett.



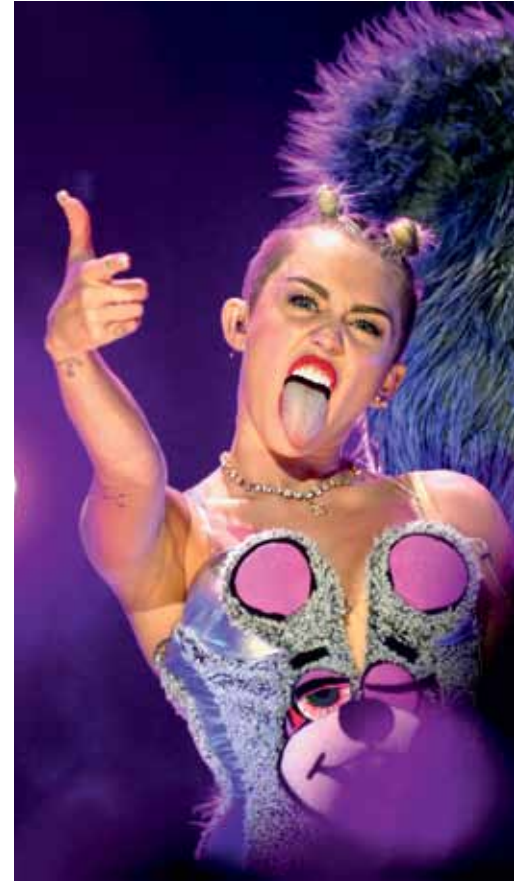
Giftgas im Ersten Weltkrieg: Seite 46



Mutterinstinkt: Kolumnistin Roten. Seite 32



Energie der Zukunft: Kohlekraftwerk. Seite 50



Imagewandel: Teenie-Idol Cyrus. Seite 44

Kommentare & Analysen

- 7 **Editorial**
- 12 **Im Auge** Braxton und Jayden, Ausreisserpärchen
- 12 **Justiz** Banaler Kunstfehler
- 13 **Bildung** Staat, hilf nach!
- 13 **Wissenschaft** Ade, Klimakatastrophe
- 14 **Syrien** Die Täter waren Regierungstruppen
- 15 **Personenkontrolle** Stalder, Egerszegi, Fluri, Müller, Ogi, Pelli, Markwalder
- 15 **Nachruf** Otto Sander, Schauspieler
- 16 **Die Deutschen** Sicher in Berlin
- 16 **Wirtschaft** Das Geld der anderen
- 17 **Ausland** Merkel ante portas
- 18 **Mörgeli** Mit einer Prise Leidenschaft
- 18 **Bodenmann** Autopionier Schawinski
- 19 **Medien** Affen, Journalisten, Primaten
- 19 **Gesellschaft** Kein Problem
- 20 **Darf man das?** / Leserbriefe

Hintergrund

22 Achtung, Windfahne

Die wendigsten Politiker im Bundeshaus

26 «Psychopathen kann man nicht heilen»

Kriminologin Henriette Haas über Missstände im Strafwesen

28 Strassburg besiegt Bern

Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte unterläuft die schweizerische Ausländerpolitik

30 Historische Wohlfühl-Fettnäpfchen

12. September: die Umdeutung der alten Eidgenossenschaft

32 Die Mama-Literatur

Wenn Journalistinnen zu Müttern werden

33 Justiz Live-Übertragungen von Urteilsberatungen sind falsch

34 Essay Wehrpflicht abschaffen!

36 Beute: Kunst

Wie die Schweiz eine der wertvollsten Kunstsammlungen der Welt an Deutschland verlor

40 Falsches Feindbild

Die groteske Berichterstattung über «Leutschenbach»

42 «Deine Waffe war die Indiskretion»

Autor Pirmin Meier über Schriftsteller Niklaus Meienberg

44 Endlich erwachsen

Die obszönen Auftritte von Teenie-Star Miley Cyrus

46 Giftgas: Eine Kulturgeschichte

Vom Einsatz der Gasbomben in den 1920er Jahren bis zum Gebrauch dieser Massenvernichtungswaffe heute in Syrien

47 Zeitgeschichte Churchill und das Giftgas im Nahen Osten

49 Australien Warum Tony Abbott Regierungschef wurde

50 Der diskrete Charme der Kohle

An neuen Kohlekraftwerken führt kein Weg vorbei



TOYOTA

ALWAYS A
BETTER WAY

UND WIEDER KLASSENBESTER. DER TOYOTA AURIS HYBRID TOURING SPORTS.



DER FORTSCHRITTLICHSTE KOMPAKT-KOMBI ALLER ZEITEN.

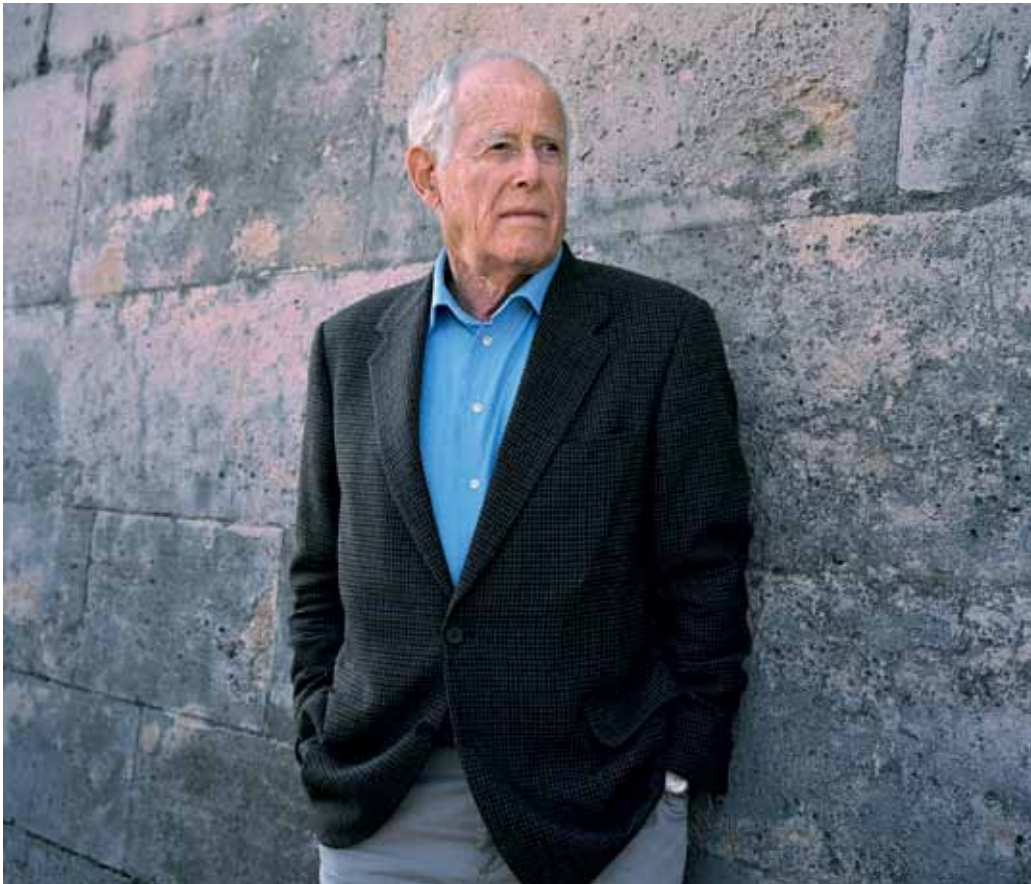
- Grösstes und variabelstes Platzangebot mit 530 bis 1'658 Liter Laderaum.
- Einziger Vollhybrid-Kombi in der Schweiz. Auch mit Benzin- und Dieselmotoren erhältlich.
- Rekordverdächtig tiefe Verbrauchs- und Emissionswerte als Vollhybrid: 3,7 l/100 km und CO₂ 85 g/km – und das bei 136 PS Systemleistung.
- Leichte und schnelle Anpassung an unterschiedliche Transportanforderungen dank dem einfachen Toyota Easy-Flat-Sitzsystem.
- Modernste Infotainmentsysteme Toyota Touch® und Toyota Touch&Go®.
- Komplette Ausstattung schon bei der Basisversion. Inkl. Toyota Gratis-Service 6 Jahre/60'000 km.
- Der neue Auris Touring Sports bereits ab Fr. 20'300.–** (inkl. Fr. 1'000.– Cash Bonus).

Auris Hybrid Touring Sports ab Fr. 32'600.–*. Mit 3,9% Leasing: Fr. 328.– pro Monat*. Jetzt Probe fahren!



toyota-hybrid.ch

*Berechnungsbeispiel basiert auf dem Listenpreis (empfohlener Netto-Verkaufspreis inkl. MwSt.). **Auris Hybrid Touring Sports** Luna 1,8 VVT-i Hybrid Synergy Drive®, 100 kW (136 PS), 5-Türer, Fr. 32'600.–, Leasingzins Fr. 328,85, Ø Verbrauch 3,7 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 85 g/km, Energieeffizienz-Kategorie A. Ø CO₂-Emissionen aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 153 g/km. ****Auris Touring Sports** Terra 1.33 Dual VVT-i 6-Gang-Getriebe manuell, 73 kW (99 PS), Fr. 21'300.– abzgl. Cash Bonus von Fr. 1'000.– = Fr. 20'300.–. Abgebildetes Fahrzeug: **Auris Hybrid Touring Sports** Sol 1,8 VVT-i Hybrid Synergy Drive®, 100 kW (136 PS), 5-Türer, Fr. 35'800.–, Leasingzins Fr. 361,15. **Leasingkonditionen:** effektiver Jahreszins 3,97%, Leasingzins pro Monat inkl. MwSt., Vollkaskoversicherung obligatorisch, Sonderzahlung 20%, Kautions vom Finanzierungsbetrag 5% (mindestens Fr. 1'000.–), Laufzeit 48 Monate und 10'000 km/Jahr. Weitere Berechnungsvarianten auf Anfrage. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Die Verkaufsfaktionen sind gültig für Vertragsabschlüsse bis 31. Oktober 2013 mit Inverkehrsetzung bis 31. Dezember 2013 oder bis auf Widerruf. Nur bei den teilnehmenden Toyota Partnern. Toyota Free Service beinhaltet kostenlose Servicearbeiten bis 6 Jahre oder 60'000 km (es gilt das zuerst Erreichte).



«Ich werde zu sehr bewundert»: Starautor Salter. Seite 52

Interview

52 «Männerromane, keine Frage»

Der berühmte amerikanische Autor und ehemalige Kampfpilot James Salter über Frauen, Helden, das Militär und die «Kronenhalle»

Stil & Kultur

56 **Stil & Kultur** Die Rose Romy

58 **Bestseller**

58 **Bühne** «Der Prozess» und «Woyzeck» im Zürcher Schauspielhaus

59 **Literatur** Das neue Buch des Türkei-Kritikers Zülfü Livaneli

59 **Jazz** Nils Wogram

60 **Top 10**

60 **Kino** «Jobs»

62 **Namen** Dresscode «trachtig»

63 **Hochzeit** Mara Tuchman und Bill Porter

63 **Thiel** Kleine Störung

64 **Wein** Castillon Côtes de Bordeaux 2010

64 **Die Besten** Niedlich ist anders

65 **Auto** Toyota RAV4 2.2 D-CAT Sol Premium

65 **Zu Tisch** Restaurant Mesa, Zürich

66 **MvH trifft** Tony Prince, Radio-DJ und Geschäftsmann

Autoren in dieser Ausgabe

Daniel Hannan



Der britische Journalist und Politiker der Conservative Party ist in seinem Land als vehementer EU-Kritiker bekannt. In seinem Beitrag erklärt er,

warum die Australier den Konservativen Tony Abbott trotz massiver Anfeindungen zu ihrem neuen Regierungschef wählten. Seite 49

Herfried Münkler



Der Professor an der Berliner Humboldt-Universität ist einer der renommiertesten deutschen Politikwissenschaftler. Einige seiner Bücher

– darunter «Die neuen Kriege» (2002) – gelten unterdessen als Standardwerke. Für die *Weltwoche* schreibt der 62-jährige Kriegstheoretiker über die Effekte von Giftgas und erklärt, warum der Einsatz dieser Terrorwaffe für Diktatoren so verführerisch ist. Seite 46

SCHWEIZERISCHE
Gewerbezeitung
DIE ZEITUNG FÜR KMU

**Morgen Freitag in der
KMU-Presse:**

- **1:12-Initiative**
Gift für AHV und Steuern?
- **Baugewerbe**
Gute Aussichten bis 2019
- **Erbschaftssteuer**
Die ungültige Neid-Initiative

www.gewerbezeitung.ch

Schockabsorber für ideale
Stossdämpfung harter Schritte



Fr. 20.- Gutschein

EINLÖSBAR BIS
02.10.13

Wochenende H13-35

Gültig bei einem Kauf ab Fr. 100.-, nicht kumulierbar mit anderen Gutscheinen und Rabatten, keine Barauszahlung. Einlösbar über den Versand, in den Fachgeschäften und übers Internet (Internet-Code: H13-35)!

HELVESKO⁺
SWISS MADE

LADYSKO

dansko



z.B. für SIE
HELVESKO⁺

FRAN
dunkelrot, oliv, dunkelblau
Grössen 35-43 259.-

z.B. für IHN
HELVESKO⁺

MAGIC
schwarz
Grössen 40-46 269.-

HELVESKO⁺, LADYSKO und dansko-Bequemschuhe werden exklusiv für INTEGRA Nussdorf AG in der SCHWEIZ und in EUROPA produziert, mit viel Handarbeit für beste Qualität.

Bestellen Sie über den Versand

Gerne senden wir Ihnen **gratis** unseren
112-seitigen Herbst-Katalog 2013:
INTEGRA Nussdorf AG
Hauptstrasse 173 / 4422 Arisdorf BL
Tel. 061 816 98 88 / Fax 061 816 98 80

Das gesamte Sortiment finden Sie auch unter:
www.integra-ag.ch



Besuchen Sie unsere Fachgeschäfte

Arisdorf (BL) Hauptstrasse 173
Chur (GR) Vazerolgasse 1
Gossau (SG) St. Gallerstrasse 8
Ittigen (BE) Im Talgut-Zentrum
Luzern (LU) Frankenstrasse 12

Schlatt/Neuparadies (TG)
Gewerbezentrum «paradies»,
Diessenhoferstrasse 14c
Urdorf (ZH) Bergstrasse 37
Möhligen (AG) Salinenstrasse 12

Weitere Fachgeschäfte in:
Genf, Lausanne, Losone, Sion und Yverdon

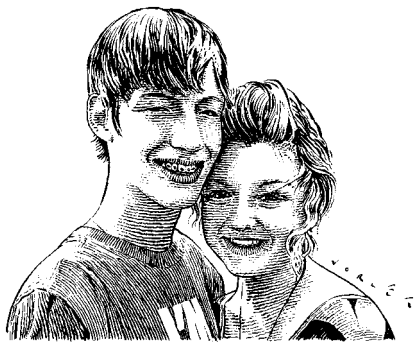
Entdecken Sie die bequemsten Schuhe Ihres Lebens!

HELVESKO⁺
SWISS MADE

LADYSKO

dansko

Liebe in Fesseln



Braxton und Jayden, Ausreisserpärchen.

Das Fahndungsbild aus Facebook zeigte einen schlaksigen Boy mit lächelnd entblösster Zahnsperre und ein reizendes Girl mit etwas Babyspeck, beide blond, blauäugig, verliebte Kinder. Das Ausreisserpärchen mit seiner Romeo-und-Julia-Geschichte hielt das Land in Atem. Bei Shakespeare umfasste das Drama einen Zeitraum von fünf Tagen bis zum Freitod der Liebenden. Braxton Wood, 14, und Jayden Thomas, 13, keine Adelsprösslinge, sondern Mittelstand-Kids aus dem Staat Michigan, wurden von der Polizei nach zwei Wochen auf einem riesigen Parkplatz in Lake View bei Chicago eingefangen, viereinhalb Stunden von zu Hause entfernt. Ihr schwarzer 2005 Ford Explorer war mit leerer Batterie und leerem Benzintank gestrandet. Den Wagen hatte Braxton seinem Vater geklaut und, Autofahren ist ein Kinderspiel, Fahrstunden hatte er nie gehabt. Sein Sweetheart schrieb mit Lippenstift einen endgültigen Abschiedsgruss für seine Mom auf den Spiegel im Badezimmer. Sie flüchteten, weil sie vom Herbst an auf getrennte Highschools gehen sollten und die Eltern ihnen jeden Kontakt verboten.

Die Ausgebüxten waren mit 80 Dollar aufgebrochen, ferner hatten sie eine Videogame-Konsole und einige alte Münzen dabei, die sie zu verscherbeln hofften. Sie trugen Alltagsklamotten, der Junge einen Baseball-Pullover der Central Michigan University in Mount Pleasant, der ihn schliesslich verriet. Denn Braxton Woods kommt aus Mount Pleasant, 25 000 Einwohner; der erste Siedler hier war übrigens 1837 ein Oscar Sulzer aus Winterthur. Jayden sagte dem Officer, der sie festnahm, sie könnte jetzt «ein Bad vertragen». Die zwei Runaways lebten von der Liebe, schliefen im geräumigen Geländewagen und «gingen zu Starbucks» und genossen das Seeufer», wie Braxton zu Protokoll gab. Aber sie können zusammen nicht kommen, wie die zwei Königskinder in der traurigen Ballade. Der Jugendrichter verfügte, dass Braxton und Jayden Tag und Nacht eine elektronische Fussfessel tragen müssen mit einem GPS-Sender, der anzeigt, wenn sie sich einander nähern.

Peter Hartmann

Banaler Kunstfehler

Von Alex Baur — Nachdem in Genf ein brutaler Rückfalltäter seine Therapeutin ermordet hat, produzieren die Politiker Vorstösse im Akkord. Keiner davon hätte die Bluttat verhindern können.



Rollenspiel: gefasster Straftäter Anthamatten.

Wenn nicht alles täuscht, liegt dem Mord an der Therapeutin Adeline Morel in Genf ein ebenso banaler wie kapitaler Kunstfehler zugrunde, der heutzutage eigentlich nicht mehr passieren dürfte. Wie die Westschweizer Presse berichtet, wurde die Lockerung des Haftregimes von Fabrice Anthamatten allein aufgrund des Berichtes eines Psychiaters bewilligt, der den mehrfachen Vergewaltiger im Vollzug betreut haben soll. Ein Therapeut darf aber niemals als Gutachter wirken, denn er ist in hohem Masse befangen.

Dabei hätten allein schon aufgrund der Vorakten von Anthamatten die Alarmglocken schrillen müssen. 1999 hatte der damals 26-Jährige in Genf eine ihm unbekannt Touristin unter einem Vorwand in einen Rebbberg gelockt und dort unter Todesdrohungen und Einsatz eines Messers vergewaltigt. Vor Gericht versuchte er das Verbrechen als Rollenspiel zu verklären. Während das Verfahren in Genf noch lief – Anthamatten wurde in Abwesenheit zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt –, vergewaltigte er am gleichen Tatort ein zweites Opfer, wobei er seine Brutalität noch steigerte.

Nach einer kurzen Flucht wurde Anthamatten 2001 in Frankreich gefasst und dort für die zweite Vergewaltigung zu fünfzehn Jahren Gefängnis verurteilt. Da der Täter schweizerisch-französischer Doppelbürger ist, sass er die Hälfte

der Strafe in Frankreich ab; 2008 liess er sich zum Vollzug der Reststrafe in die Schweiz überführen. Ab 2012 kam er in die Abteilung «La Pâquerette» (auf Deutsch: Gänseblümchen) des Genfer Gefängnisses Champs-Dollon, wo Gewaltverbrecher mit zeitlich begrenzten Strafen durch sukzessive Lockerung des Regimes auf ihre Freilassung vorbereitet werden. Diese wäre frühestens ab 2016 möglich gewesen.

Ein Grund zur Eile bestand allerdings nicht. Die Behörden hätten Anthamatten noch bis zum Ende seiner regulären Strafe, also bis 2021, in Haft behalten dürfen. Notfalls hätten sie sogar eine nachträgliche Verwahrung beantragen können. Warum die Vollzugslockerung bei diesem offenkundig gefährlichen Täter, dem zumindest die französische Gutachterin angeblich eine schlechte Prognose ausstellte, nicht sauber abgeklärt wurde, wird hoffentlich die angekündigte Untersuchung zeigen. Denkbar ist, dass man nachlässig geworden war, weil seit der Gründung von «La Pâquerette» (1986) dort gemäss offiziellen Angaben 7091 Gewalttäter ohne grössere Zwischenfälle resozialisiert worden sein sollen.

Bevor eine saubere Fehleranalyse vorliegt, postulieren Politiker bereits Massnahmen. Und wie üblich, wenn man kein griffiges Rezept zur Hand hat, werden eifrig neue Gesetze auf Bundesebene und neue nationale Instanzen gefordert – als ob die Bürokratie in Bern je ein Problem gelöst hätte, das offenkundig bei den verantwortlichen kantonalen Instanzen zu orten ist. Anita Chabaan, eine Mitinitiantin der Verwahrungsinitiative, verlangt die Einrichtung eines nationalen Registers, in dem gefährliche Gewalttäter zentral erfasst werden. Zwar scheitert die saubere Beurteilung von Verbrechen tatsächlich oft an mangelnden Aktenkenntnissen. Um dies zu ändern, braucht es allerdings kein neues Register, sondern eine Lockerung des Datenschutzes. Im Fall Anthamatten hätte das allerdings kaum etwas geändert. Seine Vorakten dürften den Behörden bekannt gewesen sein.

Nicht einmal das radikale Postulat von Nationalrätin Natalie Rickli (SVP), die rückfällige Vergewaltiger automatisch verwahren will, hätte im konkreten Fall etwas bewirkt. Denn der Täter wurde in Frankreich verurteilt – und zwar zur Höchststrafe von fünfzehn Jahren Gefängnis, die in der Schweiz theoretisch auch möglich wäre, jedoch nie ausgesprochen wird. Was wiederum zeigt: Die Gesetze wären durchaus vorhanden – man müsste sie nur anwenden.

Mehr zum Thema: Seite 26

Ade, Klimakatastrophe

Von Alex Reichmuth — Die globale Erwärmung ist weit geringer als behauptet. Das gibt nun auch der Weltklimarat zu. Steigen die Temperaturen aber nur wenig, nützt das Mensch und Umwelt sogar.

Die tonangebenden Klimaforscher haben ein Problem. Seit etwa fünfzehn Jahren erwärmt sich die Erde nicht mehr weiter, obwohl der Ausstoss an sogenannten Klimagasen in dieser Zeit sogar deutlich gestiegen ist. Die mit dem Weltklimarat IPCC verbundenen Wissenschaftler haben den Stillstand zwar lange abgestritten. Doch seit etwa einem Jahr ist die Stagnation der Temperaturen in der Forschung breit akzeptiert. Vorausgesehen hat die Pause der Erderwärmung aber niemand. Die computergestützten Modellrechnungen haben weitgehend versagt. Eine Studie, die soeben in der Fachzeitschrift *Nature Climate Change* publiziert worden ist, hat 117 Prognosen, die in den 1990er Jahre zur Entwicklung der Welttemperaturen erarbeitet wurden, unter die Lupe genommen. Fast alle dieser Prognosen, nämlich 114, überschätzten die Erderwärmung. Nur drei lagen in etwa richtig.

Es gibt nun Versuche, den Temperaturstillstand nachträglich zu begründen und so den ramponierten Ruf der Klimaforschung zu retten. Eine häufig zitierte Erklärung macht



Temperaturstillstand: Eisberg in der Antarktis.

den Pazifischen Ozean verantwortlich. Dort sei kühles Wasser an die Oberfläche gestiegen und habe die Luft abgekühlt – darum mache der Klimawandel Pause.

Plausibler ist jedoch, dass die Klimasensitivität des CO₂ deutlich kleiner ist als bisher angenommen. Diese besagt, wie stark sich die Erdatmosphäre erwärmt, wenn sich ihr CO₂-Gehalt verdoppelt. Mit einer tieferen Klimasensitivität stünde die Delle bei der Erwärmung durchaus im Einklang mit der Theorie. Tatsächlich korrigiert der Weltklimarat das Ausmass der Erderwärmung deutlich hinunter. Das geht zumindest aus einem Entwurf zum neuen Bericht hervor, der bereits öffentlich wurde. Das IPCC spricht darin zwar von

einer 95-prozentigen Wahrscheinlichkeit, dass die Erderwärmung überwiegend menschengemacht sei. Im letzten Bericht von 2007 war erst von 90 Prozent die Rede. Allerdings schätzt das IPCC diese Erwärmung nun auf nur noch 0,12 Grad Celsius pro Dekade (seit 1951) ein. Das ist gut halb so viel wie 2007, als 0,2 Grad angegeben wurden.

Warnung vor Hurrikanen gestrichen

Es ist das erste Mal in der über zwanzigjährigen Geschichte des Weltklimarats, dass dieser das Ausmass der Erderwärmung zurückstuft. Auch zeigt der Entwurf zum neuen IPCC-Bericht, dass viele alarmistische Befunde von früher falsch waren: Das Meereis in der Antarktis hat nicht wie prognostiziert abgenommen, sondern Rekordmasse erreicht. Die Warnung vor einer Häufung gefährlicher Hurrikane wurde im neuen Bericht gestrichen. Auch gibt das IPCC zu, dass es um das Jahr 1000 herum etwa gleich warm war wie heute. Zuvor hiess es immer, die gegenwärtige Erwärmung sei beispiellos. Zudem zieht der Weltklimarat in Betracht, dass unterschiedliche Sonnenaktivitäten das Klima beeinflussen könnten. Bis vor kurzem wurden Wissenschaftler, die einen Einfluss der Sonne geltend machten, von Forschern des IPCC verhöhnt.

2007 schrieb der Weltklimarat, die Erde erwärme sich insgesamt wahrscheinlich um drei Grad. Im Entwurf zum neuen Bericht fehlt eine solche Angabe. Das Zurückkrebsen des IPCC ist brisant. Erwärmt sich die Erde deutlich langsamer als bisher behauptet, kann man der angeblich bevorstehenden Klimakatastrophe ade sagen. Steigen die Globaltemperaturen insgesamt um weniger als drei Grad, hat das für Mensch und Umwelt vermutlich sogar positive Folgen: Der Artenreichtum in der Natur nähme zu. Im hohen Norden Europas, Asiens und Amerikas wäre Landwirtschaft möglich. Wegen höherer Temperaturen und mehr CO₂ in der Luft, das Pflanzen schneller wachsen lässt, könnten grössere Ernten eingefahren werden. Und viel weniger Menschen würden aufgrund der Kälte sterben.

Bevor der definitive Bericht des IPCC Ende September veröffentlicht wird, verhandeln Regierungsvertreter aus 195 Ländern ab nächster Woche in Stockholm noch über dessen genauen Wortlaut – Zeile für Zeile. Sollte die Schlussversion doch wieder einiges alarmistischer daherkommen als der Entwurf, hätte dies also rein politische Gründe.

Staat, hilf nach!

Von Lucien Scherrer — Alle Schüler sollen Nachhilfe erhalten. Auch wenn es nichts bringt.

Eigentlich ist es eine frohe Botschaft für alle, die sich um die Chancengleichheit an öffentlichen Schulen sorgen: Nachhilfeunterricht, das stellt eine neue Untersuchung fest, bringt wenig bis gar nichts. In manchen Fällen schadet er sogar. Für ihre Studie «Nachhilfe – Eine empirische Studie zum Nachhilfeunterricht in der deutschsprachigen Schweiz» analysierten Professor Hans-Ulrich Grunder und sein Team die Leistungen von 10 000 Schülern. Resultat: In einigen Fächern werden dank Nachhilfeunterricht bessere Noten erzielt, allerdings ist der Effekt «äusserst gering».

Damit, so könnte man meinen, sind all jene widerlegt, die behaupten, dass gute Noten für Gutbetuchte käuflich seien. Ebenso könnte man denken, dass Forderungen nach einem Gratis-Nachhilfeunterricht für alle (ein Lieblingsthema von Sozialdemokraten und Grünen) damit einen Dämpfer erhalten hätten. Seltsamerweise hat die Studie das Gegenteil bewirkt: Sie muss als Argument für Tageschulen und staatlichen Nachhilfeunterricht herhalten. So erklärte Studienleiter Grunder gegenüber dem *Tages-Anzeiger*, dass der Nachhilfe-Boom vor der Gympi-Prüfung verschwinden werde, «wenn Kinder und Jugendliche systematisch in Ganztageschulen unterrichtet würden». Und Beat Zemp, Präsident des Lehrerverbandes, forderte gleich eine «betreute Hausaufgabenhilfe», und zwar «an jeder Schule». Das sei zwar «nicht gratis», dafür werde «das Thema Hausaufgaben abends am Familientisch kein Thema mehr» sein.

Hauptsache, gleich

Eine seltsame Logik: Nachhilfeunterricht bringt nichts, also braucht es mehr davon, am besten auf Kosten der Allgemeinheit. Noch seltsamer wird es, wenn man sich ein weiteres Ergebnis der Studie vor Augen führt. Demnach profitieren Schüler, die von Einzelpersonen betreut werden, ein bisschen. Bei Kindern dagegen, die gruppenweise in Lernstudios unterrichtet werden, verschlechtert sich die Fähigkeit, Aufgaben zu lösen. Glaubt man diesem Ergebnis, müssten die Schulen jedem Kind einen persönlichen Nachhilfetruiner zur Seite stellen. Denn im Fall von Gruppenunterricht droht ein Debakel. Doch ob ihr Ansinnen etwas bringt, ist für die Anhänger eines flächendeckenden Nachhilfesystems wohl sekundär: Hauptsache, es werden alle Schüler mit den gleichen (sinnlosen) Massnahmen beglückt, im Namen der Chancengleichheit.

Die Täter waren Regierungstruppen

Von Kurt Pelda — Der Uno-Bericht zum Chemiewaffeneinsatz in Syrien darf die Schuldigen nicht benennen. Wer genau liest, erkennt viele Indizien, die auf eine Verantwortung Präsident Assads hinweisen.



Sarin von hoher Qualität: Uno-Inspektor an einer Raketeneinschussstelle nahe Damaskus.

Es ist schon zynisch: Seit Wochen fordert Russland Beweise für die Behauptungen der USA, Grossbritanniens und Frankreichs, dass die syrischen Regierungstruppen Chemiewaffen eingesetzt hätten. Doch zugleich hat dasselbe Russland im Uno-Sicherheitsrat verhindert, dass die Uno-Inspektoren der Frage nachgehen dürfen, wer denn für dieses schändliche Kriegsverbrechen verantwortlich ist. So haben die Uno-Inspektoren, die kürzlich in Damaskus weilten, einen Untersuchungsbericht vorgelegt, der vordergründig jede Schuldzuweisung vermeidet. Wer sich allerdings die Anhänge des 38 Seiten starken Papiers ansieht und etwas Denk- und Recherchearbeit leistet, kommt hingegen schnell zu sehr klaren Schlüssen. Es ist wie in einem Indizienprozess.

Die Uno-Inspektoren haben in Damaskus zwei Arten von Geschossüberresten untersucht, die ursprünglich mit der Flüssigkeit Sarin gefüllt waren. Die Fundorte lagen ausschliesslich in Vierteln, die von Rebellen kontrolliert werden. Es handelt sich dabei um Raketen der Kaliber 140 Millimeter und 330 Millimeter. Im ersten Fall geht es um eine Artillerierakete des Typs M-14 aus der ehemaligen Sowjetunion, über die Syriens Armee schon seit langem verfügt. Das zweite Geschoss ist eine lokal und ziemlich raffiniert

hergestellte Rakete, die schätzungsweise mehr als fünfzig Liter Sarin aufs Mal ins Ziel bringen kann. Ein Auslassventil am unteren Ende des Gefechtskopfs mit kleinen Löchern wie bei einer Dusche deutet darauf hin, dass die Rakete das flüssige Sarin während des Flugs versprühte. Das vergrössert die Ausbreitungsfläche des Nervenkampfstoffs und erhöht damit die Zahl der Todesopfer. Von beiden Artillerieraketen ist bekannt, dass sie in einer konventionellen Version (also mit Sprengkopf) und in einer C-Waffen-Variante existieren. Wie der Waffenkenner Peter Bouckaert von der Organisation Human Rights Watch schreibt, sind diese beiden Raketentypen bisher noch nie bei den Rebellen gesichtet worden.

Aus nordöstlicher Richtung

Neben dem Nachweis, dass die Raketen Sarin enthielten, ist die Frage entscheidend, woher die Geschosse kamen. Bezeichnenderweise sind in dem zweifellos stark redigierten Bericht keine Karten abgedruckt, auf denen die genauen Fundorte der Raketenüberreste eingezeichnet wären. Dennoch lassen sich aus zwei 140-Millimeter-Raketen, die im Stadtviertel Moadamiyah im Südwesten der Hauptstadt gefunden wurden, interessante Rückschlüsse ziehen. Die Inspektoren stellten nämlich fest, dass die Geschosse aus nordöstli-

cher Richtung kamen (35 Grad). Eine M-14-Rakete hat eine maximale Reichweite von etwa 9,5 Kilometern. Direkt im Nordosten von Moadamiyah liegt der Militärflugplatz Mezze des gleichnamigen Stadtviertels, in dem sich auch Assads Präsidentenpalast befindet. Zeichnet man auf einer Landkarte, ausgehend von Moadamiyah, einen Streifen in einem Winkel von 35 Grad ein, so liegen darin verschiedene Militärbasen des Regimes: vom Militärflugplatz Mezze über das riesige Gelände der 4. Panzerdivision, einer von Assads Eliteeinheiten, bis hin zu den Kasernen der Republikanischen Garde und dem Präsidentenpalast – alles in einer Distanz von weniger als 9,5 Kilometern.

Der gesamte Streifen befindet sich also fest in der Hand der Regierungstruppen. Es ist völlig ausgeschlossen, dass Rebellen dort einen Mehrfach-Raketenwerfer positionieren konnten und unbemerkt C-Waffen auf ihre eigenen Stellungen abfeuerten. Die Behauptung, es habe sich bei dem Angriff um einen Versuch der Aufständischen gehandelt, eine Intervention der USA zu provozieren, ist damit als üble Verschwörungstheorie entlarvt. Die Täter waren eindeutig Regierungstruppen oder mit dem Regime alliierte Milizen. Ein möglicher Abschussort ist der Militärflugplatz Mezze, von dem aus die benachbarten Viertel in den letzten Monaten regelmässig mit konventionellen Raketen beschossen wurden.

Sarin von hoher Qualität

Weitere Indizien finden sich in den mündlichen Aussagen des Leiters der Uno-Mission, des schwedischen Professors Åke Sellström. Demnach war das Sarin von hoher Qualität und besser als jenes, mit dem der irakische Potentat Saddam Hussein vor 25 Jahren die Kurden vergasen liess. Dies lässt die Herstellung in einem professionellen Labor der Streitkräfte vermuten und nicht in einer Hinterhofwerkstatt der Rebellen. Selbst der renommierte C-Waffenexperte Ralf Trapp erklärte gegenüber dem Magazin *Foreign Policy*, dass die verwendeten Geschosse und deren Flugbahnen konsistent seien «mit der mutmasslichen Verwendung durch syrische Regierungstruppen». Die grosse Zahl der mit flüssigem Sarin gefüllten Raketen und deren Einsatz bei idealen atmosphärischen Bedingungen deuten laut Trapp auf C-Waffen, die aus einem militärischen Programm stammen und von guttrainierten Einheiten verwendet wurden.

Mehr zum Thema: Seite 46

Personenkontrolle

Bruderer, Leuthard, Stalder Egerszegi, Fluri, Müller

«Ich habe noch einen interessanten Artikel aus einer renommierten schweizerischen Zeitung bekommen», sagte **Georges Theiler** (FDP), als der Ständerat letzte Woche die Aarhus-Konvention genehmigte, welche die Mitsprache der Bevölkerung bei Umweltprojekten fordert. Die *Weltwoche* hatte in der Ausgabe vom 5. September unter dem Titel «Fremde Richter für die Umwelt» aufgezeigt, dass ein Entscheid der zuständigen United Nations Economic Commission for Europe in Genf ein Windkraftprojekt in Schottland und damit die Energiewende in Grossbritannien bremst. **Pascale Bruderer Wyss** (SP) wandte dagegen ein, das Compliance Committee für die Aar-



Keine fremden Richter: SP-Politikerin Bruderer.

hus-Konvention könne nur Empfehlungen abgeben: «Von fremden Richtern kann in diesem Fall wirklich nicht die Rede sein.» Und Bundesrätin **Doris Leuthard** (CVP) tadelte «diese Wochenzeitschrift» gar: «Dieser Artikel ist für mich ein Exempel für Recherchierfehler: Es gibt keine Richter.» Das Komitee habe gar nichts zu sagen: «Wir haben das Urteil auch noch geprüft und kommen zum Schluss, dass dies in diesem Fall in der Schweiz nicht im Entferntesten eine Wirkung hätte.»

Auf Nachfrage der *Weltwoche* beteuert das Departement von Bundesrätin Leuthard, die Schweiz würde «eine solche Stellungnahme als Empfehlung entgegennehmen und prüfen», nicht etwa als Verdikt. Und die Vorstösse des Parlaments, bei grossen Energieprojekten das Verbandsbeschwerderecht einzuschränken, wären nicht betroffen: Im Rahmen der Botschaft zur Energiestrategie habe der Bundesrat diese Vorstösse abgeschrieben. Die dritte Frage beantwortete das Departement allerdings nicht: Weshalb sprach Doris Leuthard von einem «Urteil», wenn es doch keineswegs um «fremde Richter» geht? (*sär*)

Wer bislang der Meinung war, die Stiftung für Konsumentenschutz (SKS) sei vor allem dazu da, sich für die Interessen der Konsumenten einzusetzen, sieht sich vor der Abstimmung



Ungewöhnliches Lavieren: Sara Stalder.

über die Arbeitsgesetz-Revision eines Besseren belehrt: In einem umständlichen Papier breitet die SKS die Argumente «Pro und Contra Arbeitsgesetz» aus. Was eigentlich eine klare Sache wäre, nämlich die Liberalisierung der Öffnungszeiten im Sinne der Konsumenten, wird so zu einem Einerseits und Andererseits, mit dem die SKS den ratlosen Leser am Schluss auf sich selbst zurückwirft: «Sie überlässt das Abwägen der Vor- und Nachteile den KonsumentInnen.» Eine mögliche Erklärung für das ungewöhnliche Lavieren der SKS: Die Direktion um **Sara Stalder** wollte verhindern, dass der Hausseggen schief hängt. Die SKS ist im Haus der Gewerkschaften in der Berner Monbijoustrasse 61 eingemietet. (*fsc*)

Dies horribilis für liberale FDP-Wähler: Wer am vergangenen Sonntag die Zeitungen las, musste zur Überzeugung kommen, dass die freisinnige Bundeshausfraktion zu einer Filiale der Sozialdemokraten geworden ist. Die Aargauer Ständerätin **Christine Egerszegi** forderte in der *Schweiz am Sonntag* eine staatliche Aufsicht über die privaten Krankenkassen, ansonsten sie zusammen mit den Linken für eine Einheitskrankenkasse kämpfen will. Ihr Parteikollege, der Solothurner Nationalrat **Kurt Fluri**, wünschte sich in der *NZZ am Sonntag* die Polizeistunde zurück und forderte die Einführung der Alkoholprohibition. Wie geht FDP-Parteipräsident **Philipp Müller** mit dem etatistischen Chorgesang aus seinen Reihen um? «Ich gehe gar nicht damit um, denn ich habe noch keinen Vorstoss gesehen», sagt Müller. Allzu beunruhigt ist der FDP-Chef aber nicht. «Wenn es konkret wird, funktioniert bei den meisten der liberale Kompass dann wieder.» (*cal*)



Polizeistunde: FDP-Nationalrat Fluri.

Nachruf



Pure Masslosigkeit: Schauspieler Sander.

Otto Sander (1941–2013) — Am achten Tag schuf Gott die menschliche Stimme. Zumindest jene von Otto Sander: göttlich. Und der Schauspieler liess sie reifen, durch viele Zigaretten und viel, viel Rotwein. Viel zu gross war diese Stimme für die dürre, spillerige Gestalt, die mit ironischer Melancholie und mit witzblinkenden Wasseraugen, hängenden Schultern und hängendem Schnauzer Ringelnetz las, Bernhard, Eichendorff, die Menschen an seinen Lippen. Der Zuhörer ahnte, dass da auf der Bühne etwas geschah, das grösser war als der Menschenverstand. Es war die pure Masslosigkeit. In der Begeisterung für das Risiko, in der Selbstüberschätzung, doch auch im Selbstzweifel.

Diesem geflügelten Cassiel in Wenders' «Himmel über Berlin» konnte man sich blind anvertrauen. Denn kam es uns nicht vor, als fiel ihm alles leicht, vor allem das Schwere? Mit angerauter Engelhaftigkeit hob er es in eine Sphäre, wo es für uns tragbar erschien, erträglich. Denn er schrieb ja nicht nur Theatergeschichte, arbeitete mit grossen Regisseuren. Er spielte sich auch als Thomsen in «Das Boot» ins kollektive Kinogedächtnis. Das Buch hatte er zusammen mit Petersen geschrieben – und es seinem Vater gewidmet, einem Marineoffizier. Otto Sander selbst hat die Rolle des Vaters spät gelernt, durch seine Stiefkinder Ben und Meret Becker. «Familie gibt Halt», sagte er immer, um anzufügen, «vorausgesetzt, man gibt sich selber Halt.» Er war ein Halt für andere, für sich selber war er es nicht.

Otto Sander starb letzte Woche im Alter von 72 Jahren in Berlin. *Daniele Muscionico*

Sicher in Berlin

Von Henryk M. Broder — Das sollten Sie wissen, wenn Sie das nächste Mal in die Hauptstadt reisen.



Sollten Sie, meine Lieben Schweizer Leserinnen und Leser, die Absicht haben, demnächst Berlin zu besuchen, kann ich Ihnen dazu nur raten. Berlin ist eine tolle Stadt, die einzige deutsche Metropole. Und dazu noch relativ preiswert. Während Sie in Zürich für einen Teller Nudeln 20 bis 25 Franken zahlen müssen, können Sie in Berlin für weniger als 10 Euro ein ordentliches *all you can eat*-Buffet bei einem Chinesen geniessen.

Sie sollten aber ein paar Sicherheitshinweise beachten. Nein, nicht bei dem Chinesen, sondern in ganz alltäglichen Situationen.

Es empfiehlt sich, nicht mit dem Wagen anzureisen, vor allem, wenn es ein Modell der Oberklasse ist. Diese werden gerne nachts von sogenannten Autonomen abgefackelt, als Protest gegen die soziale Ungerechtigkeit. Das gehört mit zur Berliner Folklore. Beschwerden darüber sind sinnlos.

Sollten Sie einen asiatischen «Migrationshintergrund» haben beziehungsweise eine dunkle Haut und lockige Haare, dann vermeiden Sie es, U-Bahn und S-Bahn zu benutzen. Tun Sie es trotzdem, dann sind Sie selber schuld, wenn Sie «grundlos» zusammengeschlagen werden, nachdem Sie die Aufforderung einiger sozial benachteiligter Jugendlicher, ihnen Zigaretten zu geben, mit einem groben «Ich rauche nicht!» beantwortet haben.

Machen Sie sich rechtzeitig über die No-go-Areas kundig, in denen Menschen, die eine Kippa auf dem Kopf oder einen kleinen Davidstern um den Hals tragen, ungerne gesehen werden.

Nehmen Sie beizeiten mit einem Anwalt Ihres Vertrauens Verbindung auf und lassen Sie sich seine mobile Telefonnummer geben. Die werden Sie brauchen, falls Sie an einem Berliner Bahnhof vor einem geschlossenen Schalter stehen, hinter dem eine Mitarbeiterin sitzt, die entgegen allem Augenschein behauptet, sie sei nicht da. Ich habe so etwas neulich erlebt. Nachdem ich das Phantom mit meinem Smartphone fotografiert hatte, wurde ich von fünf Bahnpolizisten eingekreist und eine Dreiviertelstunde festgehalten. Bis mein Anwalt eintraf und mich aus den Fängen der Ordnungshüter befreite.

Sonst aber ist Berlin eine tolle Stadt. Und den besten Schokokuchen gibt es derzeit in der «Kaffeerösterei» in der Uhlandstrasse.

Das Geld der anderen

Von Kurt Schiltknecht — Der Fall «Carlos» zeigt, wie sorglos Politiker mit den ihnen anvertrauten Finanzen umgehen. Im öffentlichen Sektor fehlt der disziplinierende Druck des Wettbewerbs.

Unser Wohlstand wäre viel kleiner, wenn jeder in jedem Moment über die Verwendung seines Einkommens und Vermögens selbst entscheiden würde. Doch nicht jede Auslagerung der Entscheidungsbefugnisse ist freiwillig und bewirkt eine Wohlstandssteigerung. Seit einigen Jahren massen sich die Staaten an, über immer grössere Einkommensteile ihrer Bürger zu entscheiden. Ein weiterer Teil der Einkommen fliesst in die Sozialversicherungen und Pensionskassen.

Einen Teil dieser Zwangsparsnisse erhalten die Banken. Diesen ist es dann überlassen, wem sie Kredite gewähren. Andere Teile des Vermögens werden in Aktien, Obligationen oder Häuser investiert. Abgesehen von den Unternehmern oder Hausbesitzern, die grosse Teile ihres Vermögens in die eigene Unternehmung oder ins eigene Haus investieren, werden in einer modernen Industriegesellschaft viele Entscheidungen über die Verwendung des Einkommens und der Vermögens an andere delegiert. Weil der Staat grosse Teile der hohen Einkommen erhält, steht er im Fokus der guten Steuerzahler. Nicht erst seit dem Fall «Carlos» wissen wir, dass Politiker und Beamte mit dem Geld der anderen Leute anders als mit dem eigenen umgehen. Der für den Fall «Carlos» zuständige Jugendanwalt hätte das «Ausgabenpaket von «Carlos» sicher anders geschnürt, wenn er einen Teil der Ausgaben selbst hätte bezahlen müssen. Wie schlecht die Mehrheit der Politiker mit dem Geld der Steuerzahler umgeht, zeigen das ungebremste Wachstum der Staatsausgaben und die überbordenden Schulden.

Dumme und freche Aktionäre

Wer glaubt, dass nur die Politiker und Beamten mit dem Geld der anderen anders umgehen als mit dem eigenen, der irrt. Es ist eine altbekannte Tatsache, dass einzelne Manager sich am Geld ihrer Aktionäre bedienen, indem sie sich übersetzte Boni gewähren oder sich durch Mäzenatentum oder Prestigeinvestitionen – wie in den Novartis-Campus – ins Rampenlicht stellen wollen. Dass heute die Verwaltungsratspräsidenten der kotierten Unternehmen die Spesenrechnungen der obersten Chefs unterschreiben müssen, deutet auch darauf hin, dass in den Chefetagen mit dem Geld der anderen manchmal locker umgegangen

wurde. Der deutsche Bankier Carl Fürstenberg hat vor fast hundert Jahren den Finger auf den wunden Punkt gelegt: «Aktionäre sind dumm und frech – dumm, weil sie anderen Leuten ohne ausreichende Kontrolle ihr Geld anvertrauen; frech, weil sie Dividenden fordern, also für ihre Dummheit auch noch belohnt werden wollen.»

In der Privatwirtschaft gibt es im Unterschied zum Staat Mechanismen, die einem unwirtschaftlichen Umgang mit dem Geld der anderen Schranken setzen. Unternehmen stehen im Wettbewerb und müssen zum Überleben wettbewerbsfähig bleiben. Dies ist nur dann möglich, wenn das Management die ihm zur Verfügung gestellten Gelder wirtschaftlich verwendet. Der Wettbewerb ist in der Privatwirtschaft das wichtigste Disziplinierungsmittel. Zur Vermeidung aller Missbräuche reicht er allerdings nicht aus. Deshalb hat die Corporate Governance in der privaten Wirtschaft immer mehr an Bedeutung gewonnen.

Im Zentrum stehen Fragen, wie eine optimale Führungsstruktur aussehen soll, wie die Führungskräfte ausgewählt, motiviert und kontrolliert werden können und welche Konsequenzen ein Versagen der Führungskräfte hat.

Die Erkenntnisse zu Corporate Governance sollten vermehrt im

öffentlichen Sektor Anwendung finden. Dies ist umso dringender, als beim Staat die disziplinierende Hand des Wettbewerbs fehlt und durch die zunehmende Zentralisierung auch die Kontrolle durch die Bürger.

In der Wirtschaft besteht ein permanenter Druck, die Arbeitsproduktivität zu erhöhen und neue und bessere Produkte und Dienstleistungen zu entwickeln. Damit auch im öffentlichen Sektor ein Druck zur Verbesserung der Dienstleistungen und zu mehr Effizienz aufgebaut werden kann, sollten die Erkenntnisse der Privatwirtschaft zu Corporate Governance genutzt werden.

Da die Qualität der Politiker und der Beamten nicht am Gewinn gemessen werden kann, müssen andere Vorgaben gemacht werden. Der öffentliche Sektor ist zwar keine gewinnstrebige Unternehmung, dennoch könnte er von der privaten Wirtschaft viel lernen. Bei der heutigen Organisation des öffentlichen Sektors und der Komplexität der Probleme sind die Regierungen heillos überfordert.



Merkel ante portas

Von Hansrudolf Kamer — Deutschland will Angela Merkel. Mit wem sie regiert, ist unerheblich. Doch was tut die «mächtigste Frau der Welt» mit ihrem fast unausweichlichen Sieg?



Dem Herdentrieb gehorchend, haben sich Politik und Medien darauf geeinigt: Angela Merkel bleibt Bundeskanzlerin, mit welcher Unterstützungsequipe auch immer. Muss überhaupt noch gewählt

werden? Ja, leider, denn Deutschland wählt keine Personen, sondern Parteien.

Die Parteistrategen wissen um die Gefahr des Übermuts, wenn ein Wahlsieg im Voraus inkassiert wird. Sie setzen deshalb Fragezeichen und mobilisieren ihre Wählerschaft auf Teufel komm raus. In London, beispielsweise, hat die Gattin des Labour-Führers Neil Kinnock 1992 die Vorhänge an der Downing Street 10 schon vor dem Wahltag ausmessen lassen. Sie ist nie dazu gekommen, sie nähen zu lassen.

Berlin ist nicht London. Merkels dritte Amtszeit wird eher lustlos als Faktum hingenommen. Man beklagte sich unisono über den langweiligsten Wahlkampf seit Menschengedenken. Auf Basis dieses Befundes müssten Spekulationen darüber, was die Kanzlerin denn mit ihrem Wahlsieg anfangen könne, ein Gähnen auslösen.

Das könnte ihr ins Konzept passen. Es wird wohl ihre letzte Bundestagswahl sein. Sie kann dies nur nicht im Voraus ankündigen. Sie wäre dann sofort die lahme Ente. Sie will – so hoffen viele – das Schicksal ihres Vorgängers Helmut Kohl vermeiden, den sie einst höchstpersönlich vom Sockel stürzte.

Dagegen spricht, dass man sich an die Macht gewöhnt und je länger, je weniger von ihr lassen will. Auch wächst der Hang zur Selbstüberschätzung, die Überzeugung, dass ohne das werte Selbst das Vaterland nicht prosperieren kann. Noch traut man der ehemaligen DDR-Agitorin aber zu, dass sie rechtzeitig das Handtuch wirft.

Ein Mandat mit einer klaren politischen Stossrichtung sucht sie jedenfalls nicht. Sie führte eine Wohlfühlkampagne mit generösen Geschenken an die Stimmbürger. Seit ihrem desaströsen Wahlkampf 2005, als sie Reformen versprach, die sie dann in der grossen Koalition beerdigte, strebt sie nun hauptsächlich Bewegungsspielraum an.

Wofür? Das ist die grosse, aber zunächst nebensächliche Frage. Denn die Deutschen wol-

len keinen politischen Streit, weder im Innern noch in der Aussenpolitik. Ihr Lieblingskind ist die grosse Koalition, die solches minimiert. Ein liberales Korrektiv zum flächendeckenden Sozialdemokratismus brauchen sie nicht.

Wer es wagt, die Ruhe zu stören, wird ausgegrenzt. Die Liberalen, die vor vier Jahren den grössten Wahlsieg ihrer Geschichte einfuhren, wurden bald einmal als Chaostruppe lächerlich gemacht. Inzwischen ist der Juniorpartner domestiziert und hat stark an öffentlichem Zuspruch und in Bayern alle Landtagssitze verloren. Die Sozialdemokraten erlebten das letzte Mal unter Merkel das Gleiche. Dennoch werden sie wieder zur Verfügung stehen.

Merkel ja, Reformen nein

Es ist das angelsächsische Ausland, das Merkel zur mächtigsten Frau der Welt kürt. Das ist sie natürlich nicht, doch die Hintergedanken sind unübersehbar. Der Zahlmeister soll endlich Europa aus dem Schlamassel reissen. Briten und Franzosen meinen, sie solle mit den Sündern im Süden weniger streng umgehen.

Dies vor Augen, könnte man beinahe glauben, Berlin habe bisher nichts zur Stabilisierung des Euro beigetragen. Der Eindruck trägt. Merkels Europapolitik war vielschichtig, gut getarnt und keineswegs statisch. Die diversen Rettungsaktionen, der europäische

Stabilitätsmechanismus, die Unterstützung für die Öffnet-die-Schleusen-Politik der Europäischen Zentralbank (EZB), nun, nach den Wahlen, wohl ein drittes Griechenlandpaket, sind Beweis genug. Dass der Vertrag von Lissabon, das «Grundgesetz» der EU, damit Makulatur geworden ist, stört niemanden.

Nachdenklichere Europäer sehen ein, dass der Weg zur Gesundung des Euro nur über die Wiederherstellung der Wettbewerbsfähigkeit des Südens führt. Ob das gelingt, ist offen, die Spannungen sind beträchtlich. Doch dass Deutschland unter den Mitgliedern der EU wirtschaftlich die beste Figur macht, ist unbestreitbar.

Alles ist relativ. Deutschland hat im Vergleich mit der EU eine niedrige Arbeitslosigkeit und ein fast ausgeglichenes Budget. Seine Industrie boomt und produziert einen starken Überschuss im Aussenhandel. Der Exportweltmeister profitiert vom Euro – das ist der wichtigste Antrieb der deutschen Europapolitik. Merkel wahrt deutsche Interessen.

Dennoch ist nicht alles Gold, was glänzt. Der letzte OECD-Bericht kritisiert den Muster Schüler und bemängelt vor allem fehlende Investitionsbereitschaft im Privatsektor wie auch des Staates. Die deutschen Struktur-schwächen – unterkapitalisierte Banken, überregulierter Dienstleistungssektor, Stützung alter Industrien – belasten die Zukunft selbst ohne die famose Energiewende.

Wie geht es weiter? Die Tageszeitung *Die Welt* scheint es ganz genau zu wissen: Merkel strebe für ihre dritte Amtszeit Reformen an Haupt und Gliedern an, in Deutschland genauso wie in Europa. Eine gute Dosis Wunschenken! Deutschland will Angela Merkel, aber sicher keine Reformen.



Generöse Geschenke: Kanzlerin Merkel.

Mit einer Prise Leidenschaft

Von Christoph Mörgeli

Auf acht Fotos und in voller Uniform präsentierte sich Armeechef André Blattmann in der Zeitschrift *Quadro* der Hirslanden-Gruppe. Er steht hinter dem Kochtopf und schwärmt: «Bei uns geht es menschlicher zu als in manch einer renommierten Sternküche.» Weiter erfahren wir über Blattmann: «Selbst Geniesser und Hobbykoch, setzt er auf Kulinarik.» Unter dem Titel «Mit einer Prise Leidenschaft» zeigt uns der Korpskommandant, wie man Kartoffelstock mit *Seeli* und Kalbsbraten zubereitet. Wir haben in der Offiziersschule noch gelernt, dass für den Gentleman ein Saucen-*Seeli* im Kartoffelstock absolut verboten ist.

Der Armeechef muss den Kochlöffel subito aus der Hand legen und sich für die Beschaffung der neuen Kampfflugzeuge einsetzen. Eine Prise Leidenschaft genügt nicht. Vor sechzig Jahren besass die Schweiz 493 Kampfflugzeuge. Heute sind es nur noch 33 F/A-18 und 56 Tiger. Eine dramatische Ausdünnung auf dem Buckel der Souveränität und Lufthoheit. Die Tiger basieren noch auf der Technologie der Mondlandung. Bei Autos würde man von Oldtimers sprechen. In der Nacht und bei schlechtem Wetter können sie nicht in die Luft. Der Tiger-Ersatz ist dringend und wird mit dem Kauf von 22 Gripen sichergestellt.

Die schwedische Firma Saab baut seit Jahrzehnten Kampfflugzeuge auf hohem Niveau. Der Gripen-Vertrag von Ueli Maurer ist fast der einzige gute Staatsvertrag, den ein Bundesrat in den letzten Jahren heimgebracht hat. Die soziale Sicherheit kostet die Schweiz 94 Milliarden Franken pro Jahr. Unsere Luftsicherheit dank Kauf des Gripen kostet uns bis 2024 284 Millionen Franken pro Jahr. Die gesamte Gripen-Finanzierung von 3,13 Milliarden ist genauso teuer wie zwölf Tage Sozialstaat.

Wer die Luft nicht beherrscht, verliert die Selbstbestimmung. Gaddafis Libyen hatte gegen die französischen Flieger null Chancen. Wenn wir aus dem aktuellen Syrienkrieg eines lernen können, ist es die Notwendigkeit einer eigenen Luftwaffe. Bis zur Gripen-Abstimmung muss André Blattmann dem Volk solche Argumente statt Kartoffelstock mit *Seeli* schmackhaft machen. Der militärische Grundsatz der Konzentration der Kräfte gilt auch für den Armeechef. Charmeoffensiven am Kochherd sind jetzt total überflüssig. Für Feinschmecker Blattmann gibt's vorderhand statt Kalbsbraten nur Büchsenverpflegung.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Autopionier Schawinski

Von Peter Bodenmann — Der einstige Radiopirat gleitet als erster Schweizer mit einem Tesla Model S über unsere Autobahnen.



Kampf ums Réduit: Elektro-Limousine Tesla.

Wer vier Spuren durch den Gotthard baut, will diese vier Spuren auch benutzen. Alles andere ist scheinheilig und macht keinen Sinn.

Durch den Gotthard verkehren heute relativ wenige Autos und Lastwagen. Pro Jahr nur gut 7 Millionen. Das macht pro Tag im Durchschnitt nur 20 000 Fahrzeuge. Viele Quartierstrassen in Zürich sind stärker belastet.

Der Gotthard war, ist und bleibt ein Mythos. Je unsinniger ein Mythos ist, desto verbitterter wird um ihn gekämpft. Nach dem Kampf um das Réduit der Armee folgt am Gotthard der Kampf um das Reduit Auto.

Noch haben wenige begriffen, dass der technische Fortschritt einen neuen Gotthard-Tunnel total überflüssig machen wird. Dabei liegen die Fakten auf dem Tisch.

Roger Schawinski hat sich – wie er uns im *Tages-Anzeiger* berichtet – einen Tesla Model S gepostet. Und ist hell begeistert von dieser komfortablen Elektro-Limousine. Einiges spricht dafür, dass Tesla einen industriellen Durchbruch schafft. Deshalb ist das Unternehmen zurzeit an der Börse fast 20 Milliarden Franken wert.

An der IAA in Frankfurt liess sich Auto-Boss Zetsche, im Fond eines Mercedes S 500 sitzend, ohne Fahrer auf die Bühne chauffieren. Und versprach, dass Mercedes spätestens im Jahr 2020 ein selbstfahrendes Modell auf den

Markt bringen wird. Wir Autofahrer werden so überflüssig wie Heizer auf der Elektro-Lok.

Wird Tesla, Mercedes oder Google das Rennen machen? Oder alle drei zusammen? Weil Mercedes eh schon an Tesla beteiligt ist und Google beide übernehmen wird? Der Kapitalismus ist ein Casino und ein Kino zugleich. Wer gewinnt, wer verliert? Es bleibt spannend bis zum Abspann.

Nur eines ist sicher: Sobald nicht mehr der Mensch am Steuer sitzt, sondern Google, werden sich die Kapazitäten aller bestehenden Strassen verdoppeln bis verdreifachen. Natürlich auch die Kapazität des bestehenden und neu sicheren Gotthard-Tunnels.

Dies alles wird geschehen, bevor am Gotthard-Tunnel die ersten Bohrmaschinen auffahren. Und der frühere Radiopirat Schawinski wird vor sich hin dösend in seinem nachgerüsteten Tesla S zur 40-Jahr-Feier Richtung Pizzo Groppera gleiten.

Probleme werden jene Urnerinnen und Urner bekommen, die sich entgegen alle wissenschaftlichen Erkenntnissen doch irgendwie an den Lärm gewöhnt haben. Denn wenig ist unheimlicher als die wiedergewonnene Stille in einem langsam absterbenden Tal.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Affen, Journalisten, Primaten

Von Kurt W. Zimmermann — Heute etwas Biologie. Die Parallelen zwischen «Aff» und Journalist sind tatsächlich frappant.

Es war ein eingängiger Vergleich aus der Zoologie. Bundespräsident Ueli Maurer beschimpfte einen Journalisten als «Aff».

Sofort starteten die Medien nun die Debatte um die zentrale Frage: Ist es für einen Journalisten beleidigend, mit einem Affen verglichen zu werden?

Interessanterweise stellte niemand die umgekehrte, ebenso zentrale Frage: Ist es für einen Affen beleidigend, mit einem Journalisten verglichen zu werden?

Man muss stets beide Seiten sehen, lehrt die Publizistik. Das will ich gerne tun.

Das soziale Verhalten der Affen ist gut erforscht. Führend ist das Yerkes National Primate Research Center in Atlanta. 3400 Affen werden hier gehalten. Als früherer Biologiestudent fühle ich mich befähigt, die Ergebnisse der Forscher zusammenzufassen.

Affen sind Konformisten. Sie fühlen sich am wohlsten im Rudel. Sie ahmen sich gegenseitig nach. Wer individualistisches Verhalten zeigt, wird von den anderen niedergemacht. Es gibt unter den Affen fast keine selbständigen Einzelgänger. Zu den wenigen Einzelgängern gehören die Orang-Utans.

Bundespräsident Ueli Maurer hielt soeben eine Rede am Schweizer Verlegerkongress. Er bezeichnete die Journalisten als Konformisten. Er beklagte Einheitsmedien ohne Individualismus. Er beschrieb sie als Rudel, ohne selbstbewusste Einzelgänger, in dem man sich gegenseitig nachahmt.

Nach seiner Rede piff der Kongress Ueli Maurer aus. Das zumindest war ein Unterschied. Affen können nicht pfeifen. Es gibt in der Wissenschaft nur vier bekannte Fälle von Menschenaffen, die pfeifen lernten. Der erste hiess Ujian und wurde 1994 im Zürcher Zoo geboren.

Nun, liegt Maurer richtig? Nicht ganz, aber er liegt leider richtiger als erwünscht.

Der Mainstream der Schweizer Medien, oft beschrieben und kritisiert, ist in den letzten Jahren nicht viel kontroverser geworden. Der Mainstream ist sozialliberal, internationalistisch, politisch korrekt, wirtschaftskritisch, umweltbewusst, multikulturell und etatistisch.

Der Mainstream deckt nahezu alle Tages- und Wochenblätter ab. Verstärkt wird die Einheitsdenke durch das staatliche Radio und Fernsehen, das diese Linie überzeugt mitträgt. Im Grunde gibt es nur drei relevante Redaktionen, die sich regelmässig gegen die Mehrheitsmeinung stellen. Die NZZ und die Basler Zeitung tun es gelegentlich, die Weltwoche tut es



Einsame Exoten: Orang-Utan.

oft. Sie sind die drei Einzelgänger, die drei Orang-Utans.

Nun genügen aber drei Orang-Utans nicht, damit aus der konformen Affenherde ein bunter Haufen von Hominiden wird. Meinungsvielfalt ist nicht dadurch gekennzeichnet, dass sich ein paar Exoten dem Rudel verweigern. Meinungsvielfalt wäre ein gleichwertiger Wettstreit der Lager.

In Deutschland etwa stehen sich schwergewichtige konservative und linksliberale Redaktionen gegenüber, etwa die *Frankfurter Allgemeine* und *Die Welt* gegen die *Süddeutsche* und den *Spiegel*. In den USA ist es dasselbe Muster, hier die *New York Times* und die *Los Angeles Times*, dort das *Wall Street Journal* und die *New York Post*. Dieselbe Kontroverse spielt im TV-Journalismus, wo sich rechte und linke Sender lustvoll bekämpfen, RTL und ARD genauso wie Fox News und MSNBC.

Im Vergleich dazu ist der Schweizer Medienmarkt tatsächlich verarmt. Monopole und Mainstream verhindern einen konstanten und konsequenten Meinungsstreit. Affen fühlen sich geborgen im schützenden Kollektiv, unsere Journalisten auch.

Der Bundespräsident sollte also für Klarheit sorgen. Ueli Maurer müsste bei seinem nächsten Zoobesuch einen Affen als «Journalisten» beschimpfen. Dann wäre die Welt der Primaten wieder in Ordnung.

Kein Problem

Von Beatrice Schlag — Eine Floskel ohne Sinn.

Die gängigste Antwort der Schweizer, wenn sich jemand auf der Rolltreppe, in einem Laden oder im Tram an einem vorbeizwängen will, heisst: «Kein Problem.» Vielleicht ist



das schon länger so und fiel mir früher nicht auf. Aber inzwischen sagt ständig jemand «Kein Problem» als Antwort auf etwas, was wirklich kein Problem ist, sondern eine Höflichkeit, um niemanden anzurempeln. Und es weckt Sehnsucht nach dem Land, in dem auch ständig «No problem» gesagt wird, meist begleitet von einem Lächeln. Aber im Unterschied zur Schweiz ist das in den USA keine hohle Floskel, sondern die Antwort auf eine Frage wie: «Darf ich kurz Ihren Stift ausleihen?» Oder: «Würden Sie mir helfen, den Koffer ins Auto zu heben?» Auf solche Fragen sagt in der Schweiz niemand «Kein Problem», sondern der Schweizer muss sich erst überlegen, ob er sich überhaupt zu einer solchen Freundlichkeit hinreissen lassen möchte. Das wiederum ist ein Problem, wenn man lange genug von einem Land verwöhnt wurde, in dem Freundlichkeit im Umgang mit Fremden völlig selbstverständlich ist.

Natürlich kommt das Lächeln der Kassiererin in den USA nicht aus tiefem Herzen, ebenso wenig wie die Frage: «How are you today?» Sie deswegen als Oberflächlichkeit abzustempeln, wie das Europäer gerne tun, ist dennoch dumm. Urlauber, die aus Thailand zurückkommen, mokieren sich nie über die Oberflächlichkeit der Einheimischen, nur weil sie freigebig lächeln und ausgesucht höflich sind. Im Gegenteil, man wird wieder hinfahren, nicht zuletzt, weil die Thailänder so angenehm im Umgang sind.

Nicht so bei den Amerikanern. Wenn ein Amerikaner einer europäischen Touristin sagt, ihre Haare oder ihr Schal sähen grossartig aus, reagiert sie mit Misstrauen: «Was will der von mir?» Er will weder mit ihr anbandeln noch ihr etwas verkaufen, sondern nur etwas Nettos sagen, weil es den Tag freundlicher macht, und zwar für beide. Welcher Schweizer macht Fremden Komplimente? Wie viele Schweizer machen überhaupt Komplimente? Die meisten sehen gar nicht so genau hin, dass ihnen etwas auffallen würde, was Anerkennung verdient. Man kann es auch Oberflächlichkeit nennen.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Stil-Kolumnist einer Zeitung in der Migros schlampig gekleidet einkaufen gehen? *Elsbeth Aebischer, Zürich*

Diese Stil-Journalisten sind ein Graus: Predigen Wein und trinken Wasser. Erzählen von Dresscodes, Benimmregeln und neuen Gourmet-Tempeln und gehen dann schlampig in die Migros. Sie müssen es mit Fassung tragen – auch Schreibende haben eine gespaltene Persönlichkeit. Es gibt schon Ärzte, die fettleibig sind, Friseurinnen mit von einer Dauerwelle verbrannten Haaren und Lehrer, von denen man nichts lernt. So ist es auch mit Stil-Kolumnisten: Manchmal vergessen sie ihre eigenen Prinzipien und enttäuschen damit die Menschheit. So ist das Leben. Deshalb dürfen Sie das nächste Mal auch bei sich ein Auge zudrücken, wenn es mit der Diät, der Raucherentwöhnung oder dem rechtzeitigen Bezahlen der Rechnungen mal wieder nicht geklappt hat. *Deborah Neufeld*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Wer sonst sollte solche deutlichen Worte finden?»

Hansruedi Keller

Rote Köpfe

Nr. 37 – «Das schlechte Vorbild»;
Urs Paul Engeler über Deutschland

Zu diesem herausragenden Artikel möchte ich nur eine Bemerkung anbringen: Damit hat der Autor erneut bewiesen, dass er ganz sicher nicht pensioniert werden kann. Wer sonst sollte solche deutlichen Worte finden, wer sonst Themen ansprechen, bei denen andere Journalisten (vor allem in TV und Radio) einen roten Kopf bekommen und ganz einfach die Sprache verlieren?

Hansruedi Keller, Wiesendangen

Scheingefecht

Nr. 37 – «Bürgerliches Störfeuer gegen die Armee»; Urs Gehrig über Armeegegner

Dieser Artikel über ein scheinbares bürgerliches Störfeuer gegen die Armee ist ein Scheingefecht und eine Mogelpackung. Es sind gerade die genannten Parlamentarier, die das Undenkbare denken können und sich nicht nach dem Muster verhalten: Wenn die Linken dagegen sind, dann müssen wir aus Prinzip dafür sein. Bürgerliche Parlamentarier wie Walter Huber oder Beat Flach haben die intelligentesten Voten bei der Gripen-Debatte im Rat gehalten. Viele andere bürgerliche Nationalräte hielten ohne *feu sacré* ihre Kalte-Krieger-Voten. Dies, ohne die aktuellen und mittelfristigen Bedrohungen zu analysieren und die entsprechenden Konsequenzen zu ziehen. Die Bedrohungslage muss Grundlage der Rüstungsbeschaffung und damit der Sicherheit der Schweiz sein. Wer gegen den neuen Kampfjet ist, ist nicht gegen die Armee. Die adäquate Ausrüstung einer modernen Schweizer Armee, die ihren Auftrag erfüllen kann, hat Priorität. Zumal der F/A-18 kampfwertgesteigert bis 2030 einsatzfähig ist.

Der Bundesrat muss vom Parlament verlangen, den Sicherheitsbericht 2014 vorzulegen. Warten wir diesen Bericht ab, und ziehen wir dann die nötigen Schlüsse.

Sicherheit wird im Volk objektiv anders empfunden. Ein neuer Kampfjet wird Kriminalität, fehlende Polizeikräfte nicht ersetzen. Wer 800 Millionen mit einem neuen Führungssystem für die Armee verlockt, hat bei der Gripen-Evaluation nicht alle Glaubwürdigkeitskarten auf dem Tisch. Dem Gripen wird vom Souverän kein Take-off gegeben. Eine Chance für eine vernünftige Sicherheits- und Militärpolitik. *Roger E. Schärer, Feldmeilen*

Es ist erstaunlich, wie wenig Parteidisziplin der Bürgerblock bei der Sicherheitspolitik, der

Staatsaufgabe Nr. 1, zeigt. Dies kann nicht mit genauem Dossierstudium begründet werden, viel eher mit einem Realitätsverlust. In allen Departementen steigen die Ausgaben, nur beim VBS soll weiter gespart werden. Da scheint nicht nur der Feind, sondern auch der gesunde Menschenverstand bei einigen Politikern abhandengekommen zu sein. Glaubwürdigkeit bei der Wahrnehmung des Armeeauftrages ist oberstes Gebot, da verträgt es keine Halbheiten und jahrelanges Lavieren. Mit der Wankelmütigkeit einiger Parlamentarier wurde auch das Vertrauen des Souveräns arg in Mitleidenschaft gezogen, und die Haltung des Bundesrates, die bereits vom Nationalrat beschlossenen 5 Milliarden Franken dem VBS vorzuenthalten, sendet ein denkbar ungünstiges Signal an den Bürger. Dies ist kein gutes Omen für eine kommende Referendumsabstimmung bezüglich Gripen. Da steht in der Tat für den Bürgerblock und auch für den Gesamtbundesrat viel Überzeugungsarbeit an! *Beda Düggelin, Zürich*

Ungeheure Feigheit

Nr. 37 – «Feigheit vor dem Leben»;
Roger Köppel über den Kult des Selbstmordes

Vielen Dank für diesen mutigen Beitrag; er drückt genauestens meine Ansicht aus. Es ist wirklich äusserst erstaunlich, wie diese zwei Selbstmorde von Führungspersonen kultiviert und kirchlich zelebriert wurden. Darum war es höchste Zeit, dass Sie diese «Verherrlichung» anprangern. Meiner Meinung nach ist es gegenüber den Familien und Kindern eine ungeheure Feigheit, sich so aus dem Leben zu stehlen und die Hinterbliebenen mit ihrer Verzweiflung alleinzulassen. Eine gebildete Person im obersten Kader sollte immer einen anderen Weg finden, seine persönlichen Probleme zu lösen, und nicht zusätzlich noch andere Personen für seinen Selbstmord verantwortlich machen. *Renate Wettstein, Zürich*

Warum nehmen sich so viele Menschen pro Jahr in der Schweiz das Leben? Weil sie sich zu wenig zusammenreissen? Nein, weil sie sich zu sehr zusammenreissen, ihre eigenen Gefühle verleugnen, sich leider nicht zur Nummer 1 machen und damit Verantwortung übernehmen. Die Schweiz als Land mit einer der höchsten Selbstmordraten Europas sollte sich fragen, welche kulturellen Werte dazu führen, dass Menschen sich nicht genügend mitteilen und ihre Nöte kommunizieren. Ein gelungener Selbstmord ist ein Hilfeschrei, der leider nicht mehr gehört werden kann. Dies sollte Mitgefühl in uns auslösen, sicher aber nicht Verdammnis des Selbstmörders. Als Tochter,

die ihre Mutter durch Suizid verloren hat, blutet mir beim Lesen Ihrer Zeilen das Herz.

Jeanne Heinzer, Arlesheim

Erneut hat sich Roger Köppel mit seinen Gedanken und Ausführungen, dieses Mal zu den Suiziden in der hohen «Kaderwelt», überzeugend, treffend und überlegt geäußert. Wieso werden diese wahren Aspekte vernebelt, peinlich verschwiegen? Hat das etwa mit Heuchelei oder schlechtem Gewissen zu tun?

Muss man Selbstmord begehen, wenn man überfordert ist, wenn das Betriebsklima nicht mehr stimmt, wenn private Probleme bestehen? Nein, denn das ist reiner Egoismus. Ein Egoismus, der zudem vielfach Unschuldige (Familie, Kinder, Freunde usw.) mitbestraft. Man könnte kündigen oder anderweitig Hilfe suchen. Angebote gibt es genügend. Falsch ist es auch, derart übertriebene Abdankungen zu veranstalten, wie sie stattgefunden haben. Völlig deplatziert war es früher natürlich auch, als Katholiken Selbstmörder neben den Friedhofsmauern begraben liessen! Andererseits hat jedermann ganz klar das Recht, über sein eigenes Leben selbst zu bestimmen. Unheilbare Schwerkranken mit grossen Schmerzen sollten über ihr Ableben selbst entscheiden können. Da muss man Verständnis aufbringen. Allerdings sollten solche Handlungen nie egoistisch zu Lasten anderer gehen. *Peter H. Kuhn, Regensdorf-Adlikon*

Billigere Rettung

Nr. 37 – «Teurer als im Luxushotel»; Christian Mundt über die Flüchtlingspolitik

Konsul Carl Lutz hat seinerzeit zusammen mit Raoul Wallenberg und anderen für die bedrohten Juden Budapests Schutzhäuser zur Verfügung gestellt. Für die syrischen Flüchtlinge ebenfalls solche Schutzhäuser – beispielsweise in den angrenzenden Gebieten der Türkei und Jordaniens – auf Kosten der Schweiz einzurichten, würde wohl mehr als 500 Syrern das Leben retten und wäre dazu wohl auch billiger.

Niklaus Stolz, Zürich

Fehlende Genugtuung

Nr. 37 – «Der Vollzeit-Vater»; Beatrice Schlag über Bernhard Brander

Männer, die davon reden, Vollzeit-Väter sein zu wollen, und dies nicht in die Tat umsetzen, sind Realisten. Alles andere ist Wunschdenken der Frauen und Heuchelei der Männer. Denn früher oder später zieht es mehrheitlich wieder jede Frau und jeden Mann zurück ins normale Berufsleben. Es sind Unabhängigkeit, Herausforderung und Genugtuung im Job, die man, egal, ob als Vollzeit-Mami oder -Papi, dann schlichtweg nicht hat!

Andreas Schwendimann, Thun

Korrigenda

Die Position von Ständerat Felix Gutzwiller (FDP/ZH) wurde im Artikel «Bürgerliches Störfeuer gegen die Armee» (Nr. 37/13) fälschlicherweise als «unklar» eingestuft. Gutzwiller weist darauf hin, dass er (auch als Oberst a. D.) jede Armeevorlage unterstützt habe. Weiter hält er fest, dass er am vergangenen Mittwoch im Ständerat dem Gripen-Kauf zugestimmt, für eine Erhöhung des Armeebudgets auf 5 Milliarden Franken votiert und die Kostenbremse gelöst habe. Wir bitten um Entschuldigung. *Die Redaktion*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

CREDIT SUISSE 



Sie möchten Ihr Lebenswerk erfolgreich weitergeben.

Ein Generationswechsel in der Firmenleitung stellt Sie als Unternehmer vor vielfältige Herausforderungen. Nutzen Sie unsere langjährige Erfahrung für Ihren Nachfolgeprozess und kontaktieren Sie Ihren persönlichen Berater oder rufen Sie uns an unter der Gratisnummer 0800 88 88 71.

Credit Suisse – Die Bank für Unternehmer

credit-suisse.com/unternehmer

Jetzt bestellen:
«unternehmer» Magazin zum
Thema Unternehmensnachfolge



Dialektisches Kunststück: Pirmin Bischof, CVP.



Diener vieler Herren: Felix Gutzwiller, FDP.



Eleganter Slalom: Doris Leuthard, CVP.



Ad-hoc-Politik: Philipp Müller, FDP.



Verblüffende Pirouetten: Margrit Kessler, GLP.



Springinsfeld: Christophe Darbellay, CVP.

Slalomfahrer, Wendehälse

Sie beherrschen die Kunst der eleganten Meinungswechsel. Was sie heute sagen, muss morgen nicht mehr gültig sein. Wer sind die beweglichsten Politiker im Bundeshaus?

Von Philipp Gut und Christian Mundt

Politiker werden dafür gewählt, dass sie eine bestimmte Meinung vertreten. Wer für Umverteilung und Steuererhöhungen für Reiche ist, wählt mit Vorzug die Linke. Wer findet, die Wohlhabenden würden schon genug belastet und Leistung sollte nicht noch weiter bestraft werden, setzt besser Rechte und Liberale auf die Liste. Prinzipienfestigkeit und ein klarer Kompass bilden deshalb Kerneigenschaften jedes Politikers. Die Wahl ist eine Wette darauf, dass ein Kandidat auch morgen noch dasselbe vertreten wird, was er heute vertritt.

So weit die Theorie. In der Berner Praxis sieht es oft anders aus. Bei manchen nationalen Politikern scheint der Wankelmut geradezu Methode zu haben. Die *Weltwoche* präsentiert – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – ein Panorama jener Politiker, die besonders häufig und spektakulär die Meinung wechseln. Sei es aus Opportunismus, weil sie allzu vielen Her-

ren dienen oder weil sie Parteien angehören, die sich systematischer Flexibilität verschrieben haben. Das ist bei der Kleinpartei BDP, die trotz minimalen Wähleranteilen eine Bundesrätin stellt, ebenso der Fall wie bei der CVP, dem notorischen Zünglein an der Waage, das zweimal nach links und einmal nach rechts ausschlägt. Sattelfester politisieren die Politiker der Polpartei SVP und SP. Bemerkenswert: Unter den von uns identifizierten Windfahnen findet sich kein einziger Sozialdemokrat.

Pirmin Bischof, Ständerat SO, CVP — Der Solothurner Ständerat, der Ambitionen auf höhere Partei- und Bundesaufgaben hat, ist ein begabter Schnellsprecher, der seine Meinung rasant der politischen Wetterlage anpasst. Was er gestern verkörperte und propagierte, verdammt er heute. «Gier», «Todsünde», «Masslosigkeit», «Hybris», sagt er den Bankern nach – da-

bei war er als Vizepräsident mitverantwortlich für die Pleite der Solothurner Kantonalbank, die den Steuerzahler 369 Millionen Franken kostete. Im Ständeratswahlkampf 2011 verblüffte Bischof die Konkurrenten mit dem dialektischen Kunststück, je nach Publikum einmal für und einmal gegen Steuersenkungen zu sein. Selbst seine Tätigkeiten entsprechen der maximalen Elastizität seiner Überzeugungen. Er ist Gewerbepolitiker und Gewerkschafter, Atom-Verwaltungsrat und Atom-Aussteiger, Banken-Konkursit und Bankenratgeber. Zwei Jahre nach dem Crash der Kantonalbank gründete er, als sei nichts gewesen, ausgerechnet die Schutzgemeinschaft der Investoren Schweiz (SIS), die 2012 nach vergeblichen Bussenandrohungen des Handelsregisteramts liquidiert wurde. Wiederum kein Grund für den Strebsamen, seine christlich grundierten Belehrungen etwas bescheidener vorzutragen. Bischof



Unberechenbar: This Jenny, SVP.



Geschmeidig: Hans Grunder, BDP.



Sprachrohr der Bundesrätin: Martin Landolt, BDP.



Legt sich nie fest: Konrad Graber, CVP.

nimmt stets virtuos die Umgebungsfarbe an, ohne rot zu werden. Indem er sich gegen links und rechts, oben und unten streckt und sich beliebt macht, repräsentiert er idealtypisch und erfolgreich die CVP. Bisher jedenfalls war das kein Hinderungsgrund für eine sich aufwärts-windende und -wendende Karriere.

Felix Gutzwiller, Ständerat ZH, FDP — Felix Gutzwiller, Sohn zweier Gymnasiallehrer aus Basel und Ständerat in Zürich, ist ein Diener vieler Herren, wobei nie klar ist, welche Verpflichtungen er jeweils höher wertet. Er diene und dient der Wissenschaft (als Professor und Direktor des Instituts für Sozial- und Präventivmedizin an der Universität Zürich), der Schweizer Armee (Oberst), der FDP (unter anderem als Fraktionschef), dem Kanton Zürich (als Ständerat), der Versicherungsbranche (VR AXA Winterthur), den Krankenversicherern (VR Sanitas), diversen Stiftungen (Fritz-Gerber-Stiftung für begabte junge Menschen etc.), um nur einige Mandate zu nennen. Sein Gesundheitspapsttum hinderte Gutzwiller nicht daran, in einem Beirat von Coca-Cola zu sitzen. Im Nationalrat stimmte der ehemalige Verwaltungsrat des Pharmaunternehmens Siegfried schon vor Jahren gegen die Einführung von Grenzwerten für Wohngifte in Innenräumen

(Begründung: Man dürfe den Chemiestandort Schweiz nicht gefährden). «Er widerspricht in seinen politischen Forderungen vielfach seinen wissenschaftlichen Erkenntnissen», stellte der Gesundheitsökonom Willy Oggier im *Beobachter* fest. Als ehemaliger Bankenvertreter (CS-Beirat, VR Bank Hofmann und Clariden Leu) wandelte sich Gutzwiller in einen Herold der «Weissgeld-Strategie». Entgegen der Parteilinie votierte er im Juni für den US-Deal. Er habe vor allem als Zürcher gestimmt, sagte Gutzwiller. Wobei er, ehrlich wie er ist, nachschob: «Die Vertreter der ZKB wünschen sich dieses Rahmengesetz.»

Doris Leuthard, CVP-Bundesrätin — Keine in Bern beherrscht die Disziplin Slalom so elegant wie Doris Leuthard. Die CVP-Bundesrätin aus dem Kanton Aargau erwischt immer haarscharf und punktgenau die Kurve, die ihr die gefühlte Volksmeinung vorzuzeigen scheint. Vox populi, vox Doris. Als sie im Mai 2011 den Atom-Ausstieg verkündete, jubelten ihr die Mainstream-Medien zu. Jetzt, wo die Fukushima-Hysterie verfliegen ist und sich zeigt, dass die «Energiewende» auf unrealistischen Annahmen beruhte, rudert Leuthard zurück. Es ist nicht die erste Kehre der ehemaligen Verwaltungsrätin der Elektrizitäts-

gesellschaft Laufenburg. Als Volkswirtschaftsministerin sagte sie zuerst, es gebe keine Krise in der Schweiz. Als dann überall das Gegenteil zu lesen war, schwenkte Leuthard um. Unter grossem Brimborium rief sie Arbeitsbeschaffungsprogramme ins Leben, obwohl kaum wirkliche Probleme auszumachen waren. Ähnlich agierte – oder vielmehr reagierte – sie in der Landwirtschaftspolitik. Angetreten als glühende Verfechterin des Freihandels, legte Leuthard das Geschäft auf Eis, als sie Widerstand spürte. Die Flinke, Flexible ist eine begnadete Stimmungs- und Pulsfühlpolitikerin, die sich in virtuoser Abhängigkeit instinktsicher an ihrer Umgebung ausrichtet. Tarnung durch Nachahmung. Die veröffentlichte Meinung ist auch ihre Meinung. Während andere längst als wankelmütig und charakterlos verschrien wären, lächelt Leuthard ihre Kritiker souverän weg.

This Jenny, Ständerat GL, SVP — Der Glarner Ständerat This Jenny ist keine Windfahne im herkömmlichen Sinn: Wenn er eine Meinung hat, steht er dazu – egal, was andere davon halten oder was seine Partei, die SVP, beschlossen hat. Nur: Bei This Jenny weiss niemand, woher der Wind gerade weht. Mal ist es links, mal ist es rechts. Wo Jennys Meinung landet, ist offen. Der Unberechenbare erinnert an eine Billard- oder Flipperkugel. Das einzig Konstante an ihm ist die Inkonstanz. Als der Ständerat im Sommer beispielsweise Verschärfungen des Alkoholgesetzes diskutierte, votierte Jenny mit Links: Ja zu Verkaufsverboten in der Nacht, damit weniger getrunken wird. Und um den Steuerstreit mit den USA beizulegen, unterstützte er das «Ermächtigungsgesetz», welches von der Mitte aus BDP und CVP getragen wurde. Der regelmässige Gewinner des Parlamentarierskirennens gibt sich gerne als gemässigter Mann vom Volk: Eine Bonussteuer, wie sie als Gegenvorschlag zur Minder-Initiative diskutiert wurde, lehnte der Unternehmer zwar ab. Jedoch nicht, ohne vorher Manager mit Millionengehalt als «Frevler» zu bezeichnen, die «Gift für unseren Wirtschaftsstandort» seien. Aktualitäten kommentiert Jenny regelmässig mit Ideen und Aussagen, die ihm Aufmerksamkeit garantieren. Jüngstes Beispiel: Sexualstraftäter müsse man kastrieren, anstatt sie in Therapien zu stecken. Der Bauunternehmer scheint allerdings wenig Mühe mit seinen regelmässigen Abweichungen von der Linie zu haben: Dass der Ständerat künftig elektronisch abstimmt und die Resultate der Abstimmungen veröffentlicht werden, geht auf einen Vorstoss von ihm zurück.

Hans Grunder, Nationalrat BE, BDP — Kaum ein Parlamentarier im eidgenössischen Parlament passt sich so geschmeidig den aktuellen Gegebenheiten und Strömungen an wie Hans Grunder. In den Nationalrat gewählt wurde der

Ingenieur zwar auf der Liste der SVP. Nicht einmal ein Jahr später verliess Grunder die Volkspartei und wurde erster Präsident der abgespaltenen BDP. Auch politisch passt sich der Emmentaler zügig an: Sofort nach der Katastrophe im japanischen Atomkraftwerk Fukushima wechselte der Atombefürworter ins Nein-Lager. Wenige Monate zuvor hatte sich der Wendige noch für den Neubau eines Kraftwerks im bernischen Mühleberg eingesetzt. Um das Überleben der Kleinstpartei und den Bundesratssitz von Eveline Widmer-Schlumpf zu sichern, wurde im Wahljahr 2011 über Allianzen mit anderen Mitteparteien gesprochen. Hans Grunder bestritt dies vehement: «Die BDP-Fraktion wird auch künftig eigenständig bleiben.» Nach der Hälfte der Legislatur hat die Unabhängigkeit nicht mehr oberste Priorität: Regelmässig sitzen die Fraktionen von CVP und BDP zusammen und essen gemeinsam zu Abend. Bei der «Lex USA» arbeiteten beide Parteien Hand in Hand. Und im November werden sie gemeinsam die Kampagne für eine Verteuerung der Autobahnvignette leiten. Eine Wende vollzog Hans Grunder beim Bankgeheimnis. Eine Verankerung in der Verfassung würde nichts bringen, sagte er 2009. Ein Jahr später reichte die BDP-Fraktion eine parlamentarische Initiative ein, die genau dies verlangte.

Philipp Müller, Nationalrat AG, Parteipräsident FDP — Als die *Weltwoche* ihn einmal als «Aargauer Querschläger» betitelte, erhob Philipp Müller Einspruch: Ein Querschläger, also ein unkontrolliert abgegebener Schuss, könne Menschenleben gefährden. Müller ist harmloser. Mit seiner unberechenbaren Ad-hoc-Politik gefährdet er nur die FDP als verlässliche liberale Kraft im Land. Müller redet und handelt, als wolle er das in 150 Jahren aufgebaute Image der FDP als Wirtschaftspartei in Windeseile zerlegen. Die Aktivitäten von Schweizer Banken in den USA bezeichnete er als «Schweinerereien», die von den US-Behörden zu Recht geahndet würden. Kurz zuvor klang es noch ganz anders: In «Wildwest-Manier» und «fiskalimperialistisch» drückten die USA Schweizer Banken an die Wand, wettete er. Dasselbe Bild beim automatischen Informationsaustausch (AIA): Die Müller-FDP sei «gleichzeitig für und gegen den AIA», bemerkte der *Tages-Anzeiger* korrekt. Ein weiteres Beispiel sind die Kampfjets: Den schwedischen Gripfen bezeichnete Müller als «Papierflieger» und gab ihn via *NZZ* dem «Absturz» preis – um dann letzte Woche dennoch ja zur Beschaffung zu sagen. Oder die Personenfreizügigkeit: Die Ausdehnung auf die neuen EU-Staaten werde den Stimmbürgern mit falschen Argumenten schmackhaft gemacht, so Müller 2003. Plakativ warnt er vor dem «Massen-Zuwanderungsland Schweiz». Kurze Zeit später warb er für das Gegenteil: Seither ist er für die Freizügigkeit, und er bekämpft die SVP-Mas-



Am Puls der öffentlichen Meinung: Bundesrätin Leuthard, Ständerat Jenny.

seneinwanderungsinitiative mit dem Argument, diese gefährde die «bewährten Bilateralen». Wofür steht Müller? Das weiss vielleicht nicht einmal er selber.

Margrit Kessler, Nationalrätin SG, GLP — Die grösste Windfahne im Parlament ist Margrit Kessler, grünliberale Nationalrätin aus dem Kanton St. Gallen. Dies besagt eine Auswertung von *Politools.net* im Auftrag der *Pendlerzeitung 20 Minuten*. Demnach ist bei Kessler die Divergenz zwischen ihrem tatsächlichen Abstimmungsverhalten und dem, was die Kandidatin vor ihrer Wahl bei der Online-Wahlhilfe Smartvote ankreuzte, am grössten. Von 27 ausgewerteten Abstimmungen hat Kessler nur zwölf Mal so abgestimmt, wie sie es ihren Wählern vorab versprochen hat. Sieben Mal stimmte sie gegen ihre deklarierten Interessen. Auf Nachfrage erklärte die Abwechlerin, dies liege einerseits an ihrer Unerfahrenheit: «Bei näherer Betrachtung haben viele Vorlagen einen Haken.» Andererseits würden Mitteparteien eher Kompromisse machen und deren Vertreter so auch mal von der eigenen Überzeugung abweichen. Auch wenn die Auswertung nicht ein vollständiges Bild abgibt: Kesslers politischer Werdegang ist kurvenreich. 1995 kandidierte sie auf der CVP-Liste für den Nationalrat, verfehlte die Wahl

aber deutlich. Nach CVP-Austritt und Parteilosigkeit schaffte sie 2011 den Sprung auf die Liste der Grünliberalen. Im Nationalrat will sie die Rechte der Patienten vertreten, denn «Ärzte sitzen bereits viele im Nationalrat, und auch die Krankenkassen-Lobby ist gut vertreten». Doch schon in ihrem ersten Vorstoss verlangte die Patientenschützerin, die öffentliche Hand solle Praktikumsstellen bei Hausärzten mitfinanzieren. Eine erneute verblüffende Pirouette.

Christophe Darbellay, Nationalrat VS, Parteipräsident CVP — Es gibt kaum einen Zug, auf den Christophe Darbellay nicht aufspringt. So bekämpfte er zwar die Minarett-Initiative. Doch nach dem unerwarteten Ja des Volks scheute sich der CVP-Präsident nicht, noch einen draufzuhauen, indem er sich gegen separate muslimische und jüdische Friedhöfe aussprach. Regelmässig lässt der politische Springinsfeld Luftballone steigen. Je nach Reaktion lässt er sie entweder gleich wieder platzen, oder er schaut, wohin sie der Wind trägt, um sich danach zu richten. Im Fall der jüdischen Friedhöfe nahm er alles zurück und entschuldigte sich in einem offenen Brief. Eine entscheidende Rolle spielt der CVP-Präsident beim Atomausstieg, den das Departement seiner Bundesrätin plant: Wie schon beim 11. September müsse sich nach



Bundesratssitz von Eveline Widmer-Schlumpf zu rechtfertigen. Andererseits ist die Bündnerin Aushängeschild und Raison d'être der BDP. Darum muss Martin Landolt vertreten, was die Bundesrätin sagt. Sie wechselt den Kurs – er verteidigt die Änderung. Landolt ist ihr Sprachrohr. Augenfällig wurde die Verbindung in der Diskussion um den Finanzplatz. Solange im Finanzdepartement die Abgeltungssteuer zur Lösung von Steuerstreitigkeiten mit dem Ausland angeboten wurde, propagierte sie auch Landolt. Im Mai 2012 tönte es im NZZ-Interview noch so: «Der automatische Informationsaustausch führt zu Unmengen von Daten, die sich kaum bewältigen lassen. Ein Steuerflüchtling kann dabei leicht übersehen werden, während bei der Abgeltungssteuer ins entsprechende Land so oder so Geld fliesst.» In nicht einmal einem Jahr vollzog sich die 180-Grad-Wende: «Wir sollten in die Offensive gehen und gemeinsam mit Luxemburg und Österreich für einen globalen Informationsaustausch werben», diktierte der BDP-Präsident der Pendlerszeitung *20 Minuten* und ebnete damit den Weg für seine Bundesrätin. Im Frühsommer sagte diese den Medien, die Schweiz müsse «aktiv an der Entwicklung eines Informationsaustauschs mitwirken». So funktioniert das Bandenspiel zweier Wankelmütiger aus Berechnung.

Konrad Graber, Ständerat LU, CVP — Der Luzerner Christdemokrat treibt die Unbestimmtheit der Mitte auf die Spitze, er ist meinungslos aus Prinzip. «Ich lege mich vor der Ratsdebatte nie fest, weil im Voraus bezogene Positionen nicht dazu dienen, in der Debatte Lösungen zu finden», sagte er gegenüber der *Weltwoche*. Dem widersprach allerdings sein resolutes Auftreten bei der Beratung der «Lex USA» in der Sommersession. Als Präsident der einflussreichen Wirtschaftskommission schlug sich Graber auf die Seite der Minderheit, die die «Lex USA» befürwortete. Das mache er sonst nie, er halte es immer mit der Mehrheit, gab er der NZZ zu Protokoll («Konrad Graber bricht mit seinen eigenen Prinzipien»). Bei genauem Hinsehen war es mit der konsequenten Haltung dann doch nicht so weit her. Noch im April hielt sich Graber darüber auf, dass die USA der restlichen Welt «strenge Vorschriften» machten. Wie formbar der Mehrheitspolitiker ist, lässt sich am Beispiel der Bonussteuer zeigen. Im Jahr 2010 reichte er dazu eine parlamentarische Initiative ein. In diesem Frühjahr dann wurde aus dem Ja ein «Ich weiss nicht». Nachdem die Mehrheit der CVP-Fraktion, die vor drei Jahren noch geschlossen für den Vorstoss gestimmt hatte, ins Nein-Lager gewechselt war, ist sich Graber seiner Sache nicht mehr sicher. Sein Vorstoss bleibe deshalb in der Schublade. Wie sagte er doch in der *Bilanz* über seinen Lieblingssport Orientierungslauf: «Im OL lernt man, Fehler nicht rasch und unbedacht zu korrigieren.» ○

Fukushima das Denken der Menschen ändern, so der ehemalige Kernenergiebefürworter. Ein ähnliches Verhaltensmuster wie beim Thema Friedhöfe zeigte Darbellay beim Adoptionsrecht für Homosexuelle. Nur, weil einige Schwule das Gesetz umgingen, indem sie Kinder adoptierten, bevor sie gleichgeschlechtlich heirateten, dürfe das Adoptionsgesetz nicht auf homosexuelle Paare ausgeweitet werden, be-

Andere wären als wankelmütig verschrien. Leuthard lächelt ihre Kritiker souverän weg.

fand Darbellay. Schliesslich erlaube man den Kokainkonsum auch nicht, obwohl es Kokonsumenten gibt. Nach kurzer medialer Empörung folgte der Rückzieher des Christdemokraten. Prescht der Parteipräsident zu schnell vor, ruft ihn auch mal seine Partei zurück: Ende letzten Jahres wollte Darbellay die EWR-Debatte neu lancieren. Im Februar versenkte die CVP-Fraktion den Vorstoss des Parteichefs.

Martin Landolt, Nationalrat GL, Parteipräsident der BDP — Nationalrat Martin Landolt hat keine einfache Aufgabe in Bern. Der Wähleranteil seiner BDP ist deutlich zu klein, um den

Schaffhauser Blauburgunderland: ein ideales Terroir für diese Spätlese!



**Michael Fuchs, GVS
Weinkellerei: «Fruchtig
und vollmundig, zeigt
den ganzen Charme des
Pinot Noir.»
CHF 18.70 (75 cl)
www.gvs-weine.ch**



www.blauburgunderland.sh

«Man sollte ihnen einen Chip einsetzen»

Verwahren allein bringe nichts, sagt die forensische Psychologin Henriette Haas, die selber schon gefährliche Gewalttäter therapiert hat und heute neue Wege vorschlägt. Gefährliche Psychopathen seien zwar kaum therapierbar, sehr wohl aber kontrollierbar. *Von Alex Baur und Patrick Gilliéron Lopreno (Bild)*

Nach der mutmasslichen Ermordung der Therapeutin Adeline Morel durch den Vergewaltiger Fabrice Anthamatten in Genf wird der lasche Umgang mit gefährlichen Straftätern in der Romandie kritisiert. So wurde gesagt, die Westschweiz sei gegenüber Zürich um zwei Jahrzehnte im Rückstand. Sie kennen beide Systeme – teilen Sie diese Auffassung?

Henriette Haas: Nein. Ein pauschales Urteil ist natürlich schwierig. In der Waadt zum Beispiel wurden schon professionelle Gefahrenanalysen mit umfassenden Tests gemacht, als man im Zürcher Burghölzli noch «Bauchgutachten» erstellte. Der Eindruck, die Deutschschweizer seien den Romands in diesem Bereich voraus, ist in dieser absoluten Form eine Illusion.

Es ist nun schon der dritte Fall in zwei Jahren aus der Romandie, der von einem erschreckend lockeren Umgang mit brandgefährlichen Gewalttätern zeugt: Der Lustmörder Jean-Louis Bürki überwältigte beim Picknick seine unbewaffneten Begleiter, dann im letzten Mai der skandalöse Mord an Marie durch einen Rückfalltäter – und nun der Mord in Genf.

Und in der Deutschschweiz hatten wir vor noch nicht allzu langer Zeit den Fall Hofmann im Aargau, den Fall Wenger im Kanton Luzern oder den Fall eines Sexualmörders in der Anstalt Pöschwies, der einen jungen Mitinsassen tötete. Auch hier schlugen Rückfalltäter zu, deren Gefährlichkeit man bestens kannte. Aus zwei oder drei Fällen auf eine Tendenz zu schliessen, ist unseriös. Natürlich ist jeder Fall ein Skandal, trotzdem muss man ihn mit kühlem Kopf genau analysieren, um die richtigen Lehren daraus zu ziehen.

Muss man da wirklich lange analysieren? Wie lässt es sich erklären, dass eine Therapeutin mit einem zweifach vorbestraften brutalen Vergewaltiger alleine unterwegs war? Ist das nicht unverantwortlich?

Es kommt drauf an. Wenn es sich um einen Täter mit einer sadistischen sexuellen Paraphilie (Perversion) im engeren Sinne handelt, bin ich gegen jede Therapieversuche oder Vollzugslockerungen. Solche Täter sind aber zum Glück sehr selten. Es gibt Vergewaltiger, die einer Therapie zugänglich sind und bei denen es sinnvoll sein kann, dass sich gerade eine weibliche Therapeutin mit ihnen befasst. Solche Settings



«Gespräche über Literatur»: Kriminologin Haas.

werden bewusst eingerichtet. Denn eine Fachfrau kann am besten herausfinden, wie so ein Mann auf Frauen reagiert. Und darum geht es ja in erster Linie: die Gefährlichkeit eines Straftäters einzuschätzen.

Die Therapeutin Adeline Morel war demnach sozusagen das Versuchskaninchen?

Ich kenne die Details nicht, aber sie war offenbar eine erfahrene Fachfrau. Es war sicher nicht allein ihr Entscheid, doch wenn sie allein mit Anthamatten unterwegs war, dann hatte man die Gefahr als gering eingestuft. Sonst hätte man das Vollzugsregime niemals lockern dürfen – ob mit oder ohne weibliche Begleitung. Offensichtlich wurde seine Gefährlichkeit unterschätzt.

Mit tödlichen Folgen für Adeline Morel.

Wer als Therapeutin mit gefährlichen Straftätern arbeitet, nimmt ein gewisses Berufsrisiko in Kauf. Es ist ein kalkulierbares Risiko, man lernt Techniken, um Gefahren möglichst früh zu erkennen, aber ein Restrisiko ist immer da. Das ist wie bei einem Polizisten oder einem Feuerwehrmann. Jedes Kind weiss, dass solche Berufe Gefahren in sich bergen, die man im Interesse der Allgemeinheit in Kauf nimmt. Wenn ein Polizist eine Gefahr falsch einschätzt und getötet wird, weil er selber die Waffe zu spät gezogen hat, macht ihm niemand einen Vorwurf. Menschen machen Fehler, und wer fehlerlos ist, soll sich sofort bei den Vollzugsbehörden melden – er wird dort dringend gebraucht.

Trotzdem – eine Therapeutin allein mit einem Vergewaltiger auf die Piste zu schicken, ist das nicht schlicht fahrlässig?

Nochmals – wenn man Anthamatten als gefährlich eingestuft hätte, hätte man ihn gar nicht aus dem Gefängnis herauslassen dürfen. Im Übrigen kann ein Psychopath auch Männer töten. Ich finde es empörend, wenn man nun dem Opfer unterschwellig oder sogar offen vorwirft, es sei zu unvorsichtig gewesen. Die Therapeutin Morel sollte von der Öffentlichkeit genauso behandelt werden, wie man einem Bergretter oder einem Feuerwehrmann begegnen würde, der im Einsatz für das Allgemeinwohl sein Leben verloren hat: mit grossem Respekt und Dankbarkeit.

Sie haben in den neunziger Jahren in Zürich als Frau gemeingefährliche Straftäter therapiert. War Ihnen dabei nie mulmig?

Es gab schon Situationen, bei denen mir nicht wohl war, und das nicht nur bei Männern – es gibt auch, wenngleich viel seltener, gemeingefährliche Frauen. Man entwickelt mit der Zeit eine Sensibilität für Gefahren, sonst wäre man fehl am Platz. Es gibt Typen, bei denen man vom ersten Moment an ein schlechtes Gefühl hat. Doch dieser Eindruck kann gewaltig täuschen. Psychopathen haben oft ein ausgespro-

chen gewinnendes Wesen, sie sind Meister der Manipulation und der Täuschung.

Ein Beispiel?

Da war etwa ein Mörder, der mir sehr eindrücklich von Träumen erzählte und diese differenziert analysierte; man konnte auch hochintelligente Gespräche über Literatur mit ihm führen. Es war fast unmöglich, zu beurteilen, was von all dem authentisch war und was er irgendwo aufgeschnappt und übernommen hatte. Wichtig ist bei solchen Fällen ein guter Draht zum Gefängnispersonal, das Begebenheiten aus dem realen Alltag kennt, welche die schöne Fassade bisweilen entlarven. Absolut unerlässlich ist sodann eine umfassende Aktenkenntnis. Ich bin der Meinung, dass ein Therapeut sich unbedingt auch die schrecklichen Bilder von den Tatorten vergegenwärtigen muss. Auch sie gehören zur Persönlichkeit eines Täters.

Es gibt Therapeuten, welche die Vorakten bewusst ignorieren, um möglichst vorurteilslos an einen Patienten heranzugehen.

Im Strafvollzug sollte diese Haltung definitiv der Vergangenheit angehören. Das Problem liegt vielmehr beim Datenschutz, der den Zugang zu den Vorakten oft erschwert oder verunmöglicht. In diesem Bereich herrscht Handlungsbedarf. Ich bin dagegen, dass Straftäter wie in den USA öffentlich an den Pranger gestellt werden. Das bringt nichts. Doch Richter, Gutachter und Behörden müssen ungehindert Zugang zu den Vorstrafen erhalten, die viel zu schnell aus den Registern gelöscht werden. Vorstrafen von Tätern mit schweren Delikten gegen Leib und Leben sollten nie gelöscht werden und zumindest für die Strafverfolger immer sichtbar bleiben. Sie sind ein zentrales Element bei der Risikobeurteilung.

Was halten Sie von der automatischen Verwahrung rückfälliger Sexualstraftäter?

Auch da haben wir Erfahrungen aus den USA, wo ja viel mehr Täter viel schneller weggesperrt werden. Das ist immens teuer, und wenn man sich die Kriminalitätsraten vor Augen hält, offenbar auch nicht besonders wirksam. Das Hauptproblem sind ja nicht die Mörder, die man inzwischen auch in der Schweiz relativ schnell einmal verwahrt. Vielmehr sind es die Fälle im Graubereich. Wollte man jeden Sexualtäter und jeden Gewalttäter, der jemanden gegen den Kopf tritt, für den Rest seines Lebens wegsperren, müsste man einige neue Hochsicherheitsgefängnisse bauen. Systematische Risikoprognosen, wie sie Volker Dittmann, Frank Urbaniok und andere entwickelt haben, sind sicher der richtige Weg. Aber Prognosen bleiben Prognosen und sind immer mit Fehlerquellen behaftet, in die eine oder in die andere Richtung.

Der Vergewaltiger Fabrice Anthamatten mordete auf dem Weg zur Reittherapie. Das hört sich an wie ein schlechter Witz.

Ich kenne das Setting in seinem Fall nicht, warne aber auch hier vor voreiligen Schlüssen. Die Idee, Straftäter über die Beziehung zu Tieren zu resozialisieren, geht ursprünglich auf die Theorie von Jean-Jacques Rousseau zurück, der das Menschenheil in der vermeintlich unverdorbenen Natur suchte. Ich halte nicht viel von dieser Lehre, muss aber einräumen, dass es Straftäter gibt, die auf diesem Weg erfolgreich resozialisiert wurden. Gerade für Leute mit körperlichen oder neurologischen Problemen kann Reiten eine heilsame Wirkung haben.

Womit wir bei der Kernfrage wären: Sind gefährliche Psychopathen therapierbar?

Psychopathen kann man nicht heilen, sondern bestenfalls kontrollieren. Wenn jemand Lust daran empfindet, andere zu quälen oder zu töten, kann man das kaum ändern. Man kann einen Psychopathen höchstens hindern, diese Lust auszuleben. Und das geht nur über Repression. Psychopathen sind anpassungsfähig und können rational handeln. So geben sie sich im Vollzug, wo sie keine andere Möglichkeit haben, klassischerweise angepasst und vernünftig. Einfach gesagt: Man muss ihnen klarmachen, dass es sich für sie mit Sicherheit nicht lohnt, wenn sie ihre perverse Lust ausleben.

Wie soll das konkret funktionieren?

Ich könnte mir vorstellen, dass man einen Sexual- oder Gewalttäter, den man nicht gleich verwahren kann oder will, vor die Wahl stellt: Sie kommen nach Verbüßung der Strafe frei, aber nur unter der Bedingung, dass sie sich einen Chip irgendwo tief in den Körper einpflanzen lassen, mit dem sich jede Bewegung via GPS aufzeichnen lässt. Das sollte heute ohne allzu grossen Aufwand technisch machbar sein. Zwar lässt sich damit ein Rückfall nicht ganz ausschliessen. Wenn sich der Aufenthaltsort eines potenziellen Täters aber jederzeit mühelos nachvollziehen lässt, würde er nach einer schweren Straftat sofort überführt und gefasst. Das muss er wissen. Die Datenschützer würden mutmasslich aufschreien. Doch es geht um eine Interessenabwägung: Opfer von schweren Verbrechen kämpfen, sofern sie überleben, oft ein Leben lang mit den Folgen – wenn auch der Täter einen einschneidenden Nachteil auf sich nehmen muss, ist das verhältnismässig, zumal wenn die Alternative eine lebenslange Verwahrung wäre.

Prof. Dr. Henriette Haas studierte ursprünglich Psychologie und Mathematik in Zürich; von 1986 bis 1996 sammelte sie klinische Erfahrung in der Suchttherapie und mit der Behandlung von Strafgefangenen; danach war sie als Assistenzprofessorin an der Universität Lausanne mit verschiedenen kriminologischen Forschungsprojekten befasst. Seit 2010 doziert Haas als Titularprofessorin für forensische Psychologie an der Universität in Zürich.

Strassburg besiegt Bern

Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte benutzt das «Recht auf Familienleben» zusehends dazu, die schweizerische Ausländerpolitik zu unterlaufen. Das Bundesgericht spielt mit.

Von Lucien Scherrer



«Für einen Paradigmenwechsel kaum geeignet»: EGMR-Richterin Keller.

Wenn es um die Familie geht, versteht der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) keinen Spass. Schliesslich heisst es in Artikel 8 der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK), dass Staaten das «Privat- und Familienleben» zu achten hätten. «Das Recht auf Familie ist ein sehr fundamentales Recht», sagte die Schweizer EGMR-Richterin Helen Keller kürzlich gegenüber den *Schaffhauser Nachrichten*, «ob Kinder mit oder ohne Vater aufwachsen, spielt eine fundamentale Rolle.»

Klar, dass da andere, weniger fundamentale Interessen zurücktreten müssen. Zum Beispiel das in Artikel 8 ebenfalls festgeschriebene Recht der 47 EMRK-Mitgliedstaaten, das «Familienleben» einzuschränken, wenn dies der öffentlichen Sicherheit oder dem wirtschaftlichen Wohl des Landes dient. Wie weit die Familienfreundlichkeit der Strassburger Richter geht, musste die Schweiz in den letz-

ten Monaten gleich mehrmals erfahren. So darf der Nigerianer Kinsley U. dank eines Verdikts des EGMR nicht ausgewiesen werden, obwohl er 2006 wegen eines schweren Drogendelikts verurteilt wurde, schlecht integriert ist und hauptsächlich von der Sozialhilfe lebt (*Weltwoche* Nr. 17/13). Dass er mit einer Schweizerin eine Tochter hat, wog in Strassburg (auch für Helen Keller) stärker als die Tatsache, dass die Schweiz kein Interesse daran hat, einen Drogenhändler durchzufüttern.

Professoren statt Profis

Nach dem gleichen Muster entschied der EGMR kürzlich im Fall des Bosniers Nasret H. Dieser kehrte 2004 nach einem längeren Aufenthalt in der Schweiz nach Bosnien zurück, ohne seine Familie. Später wollte er wieder zurück, um in den Genuss einer IV-Teilrente zu kommen. Die Schweizer Behörden verweigerten

H. jedoch eine erneute Aufenthaltsbewilligung, weil er mit seiner Familie über 300 000 Franken Fürsorgeleistungen bezogen hatte und als notorischer Gesetzesbrecher aufgefallen war. Doch H.s Argument, dass er zurück zu seiner Familie wolle, war für die Strassburger Richter wiederum wichtiger als die finanziellen Interessen der Schweiz.

Die Liste liesse sich fortsetzen, auch mit Fällen, die knapp zugunsten der Schweiz entschieden wurden, wobei das Menschenrechtsverständnis einzelner Strassburger Richter tiefe blicken lässt (kürzlich wollte eine Minderheit drei jungen Kosovaren eine Aufenthaltsbewilligung verschaffen, obwohl sie illegal in die Schweiz gereist waren – auf Betreiben des Vaters, der die Kinder während seiner Ehe mit einer Schweizerin gezeugt hatte, allerdings mit einer anderen Frau).

Die Richtersprüche aus Strassburg sorgen für wachsenden Unmut. Der SVP ist das Gebaren der «fremden Richter» schon lange ein Dorn im Auge. Doch auch in der FDP regt sich Widerstand. «Artikel 8 ist zu einem Einfallstor geworden», sagt Jurist und FDP-Nationalrat Andrea Caroni, «da sollten wir Gegensteuer geben.» Wie noch zu zeigen sein wird, ist das gar nicht so einfach. Und im Moment deutet wenig darauf hin, dass der Einfluss Strassburgs zurückgedrängt wird. Im Gegenteil: Das Bundesgericht hat kürzlich in einer Urteilsberatung bekräftigt, dass es die Strassburger Richter als höchste Instanz im eigenen Land betrachtet – und Gesetze in vorausseilendem Gehorsam an deren Menschenrechtskonzepte anpasst.

Konkret ging es um den Fall eines eritreischen Flüchtlings, der seine Ehefrau in die Schweiz nachziehen lassen wollte. Wie alle Vorinstanzen lehnten die Bundesrichter diesen Antrag ab, weil der Eritreer seit seiner Einreise in die Schweiz von der Sozialhilfe abhängig ist. Doch in der Urteilsberatung warfen die Richter die Grundsatzfrage auf, ob das Schweizer Ausländergesetz überhaupt mit der EMRK in Einklang stehe. Das 2008 erlassene Gesetz besagt nämlich, dass der Familiennachzug bewilligt werden «kann», wenn die Ehegatten nicht auf Sozialhilfe angewiesen sind. Eine Mehrheit der fünf Bundesrichter war laut einem Bericht der NZZ der Meinung, dass wegen Artikel 8 der EMRK ein direkter Anspruch auf Familiennachzug bestehe, wenn der Antragsteller finanziell auf eigenen Beinen stehe. Sprich, das «kann» sei in solchen Fällen zwin-

gend ein «muss». Ihre Haltung begründete die Mehrheit so: Das Bundesgericht müsse die menschenrechtlichen Konzepte der EMRK durchsetzen. Und es dürfe «nicht einfach warten», bis die Schweiz in Strassburg verurteilt werde. Bundesrichter Hansjörg Seiler (SVP) argumentierte vergeblich, dass der Gesetzgeber bewusst eine Kann-Formel gewählt habe – und die Auslegung des Bundesgerichts «neue Ansprüche» schaffen werde.

Da die schriftliche Begründung des Urteils noch aussteht, wollen sich die beteiligten Richter derzeit nicht äussern. Juristisch ist ihr Verdikt umstritten. Alt Bundesrichter Martin Schubarth (SP) hält es gar für «höchst problematisch»: «Wenn der schweizerische Gesetzgeber eine Regelung getroffen hat, dann hat das Bundesgericht diese gegenüber Strassburg zu erklären und zu verteidigen.» Nur so könne man dem Gerichtshof beibringen, sich in die Situation einzelner Mitgliedstaaten zu versetzen und mehr Zurückhaltung zu üben. Wenn das Bundesgericht dagegen «von vornherein kuschelt», werde die Chance auf einen «Lernprozess» in Strassburg verbaut.

Tatsächlich wäre dort ein Umdenken gefragt, denn die grosszügige Auslegung des «Rechts auf Familienleben» ist nur ein Symptom für eine grundsätzliche Fehlentwicklung. Seit seiner Gründung (1950) hat sich der Gerichtshof weit entfernt von seinem ursprünglichen Zweck, gravierende Menschenrechtsverletzungen wie Folter oder Vertreibung zu ahnden. Stattdessen entwickeln die Richter die Menschenrechte ständig weiter. So leiten sie aus Rechten, die Individuen vor dem Staat schützen sollen, Ansprüche auf Leistungen des Staates ab, wie etwa der Fall H. zeigt. Und obwohl der EGMR nicht als Appellationsgericht konzipiert ist, nehmen sich die Richter das Recht heraus, Ermessensentscheide durch eigene Ermessens-

entscheide umzustossen (so etwa im Fall Kinsley U., der nicht einstimmig entschieden wurde).

Die Frage ist, ob die 47 EGMR-Richter bereit sind, sich wegen Appellen aus einzelnen Mitgliedstaaten zurückzunehmen. Denn sie sind zu Recht autonom. Und da die Strassburger Richter nicht professionell, sondern professoral geprägt sind – die meisten sind Völkerrechtler, die nie als Richter gearbeitet haben –, dürfte es ihnen eher schwer fallen, sich wieder auf elementare Menschenrechte zu konzentrieren und auf schöngestigte Weiterentwicklungen zu verzichten. Die Schweizer Richterin Helen Keller wurde kürzlich in einem Interview gefragt, ob die ständige Weiterentwicklung der Menschen-

«Wir könnten auch gut ohne den Menschenrechtsgerichtshof leben.»

rechte nicht problematisch sei. Die Antwort der Professorin (Spezialgebiet: «Nachhaltigkeit» als Verfassungsprinzip) ist bezeichnend: «Die Menschenrechte müssen effektiv geschützt werden», sagte sie, «das gilt auch für neue Bedrohungsformen: 1950 etwa war die Telefonabhörung noch kein Thema.» Als ob neue Technologien daran schuld wären, dass der EGMR laufend seine Kompetenzen erweitert.

Vor diesem Hintergrund ist es nachvollziehbar, wenn FDP-Nationalrat Andrea Caroni sagt: «Frau Keller ist für einen Paradigmenwechsel kaum geeignet.» Wenn die Politik in Strassburg mehr Einfluss nehmen will, müsste sie sich in die Auswahl der Richter einmischen. Bisher hat sie das versäumt: Die Kandidaten werden nach einem intransparenten Verfahren unter der Federführung des Aussendepartements (EDA) gekürt und von den Abgeordneten des Europaparlaments gewählt (seit 1974 fiel die Wahl kon-

sequent auf Professoren). Erst jetzt, da die Richter für zunehmende Irritation sorgen, will SVP-Nationalrat Alfred Heer mit einem Vorstoss erreichen, dass das Parlament die Kandidaten künftig selber kürt (*Weltwoche* Nr. 17/13).

Wenn sich in Strassburg etwas ändern soll, braucht es allerdings nicht nur neue Richter, sondern auch eine neue Definition von deren Aufgaben. Die FDP will den Bund auffordern, zusammen mit anderen Staaten eine Reform in die Wege zu leiten. Denn eine Kündigung der EMRK kommt für sie nicht in Frage. «Das wäre ein fatales Signal an autokratische Staaten wie Russland, sich um Menschenrechte zu füttern», sagt Andrea Caroni. Tatsächlich ist ein Reformprozess 2010 angestossen worden, wobei unter anderem die Zulassung von Klagen erschwert werden soll. Juristen sind jedoch skeptisch, ob sich die 47 EMRK-Staaten jemals einigen können. «Ihre Interessenlage ist wohl zu unterschiedlich», sagt CVP-Bundesrichter Thomas Stadelmann.

Initiative: Bundesverfassung hat Vorrang

Die SVP will eine Reform gar nicht erst abwarten. Sie plant eine Initiative, die der Bundesverfassung den Vorrang vor dem Völkerrecht einräumen soll. Worauf das hinauslaufen würde, ist klar: Die Schweiz müsste Strassburger Urteile à la Kinsley U. ignorieren und die EMRK in letzter Konsequenz kündigen. Nach Ansicht des Zürcher Rechtsprofessors und SVP-Kantonsrats Hans-Ueli Vogt hat sich der Gerichtshof seit dem Beitritt der Schweiz zur EMRK (1974) jedoch derart weit von seiner ursprünglichen Aufgabe entfernt, dass dieser Schritt vertretbar wäre: «Wir könnten auch gut ohne den Menschenrechtsgerichtshof leben», sagt er, «das Bundesgericht hat die Grundrechte schon vor dem Beitritt der Schweiz zur EMRK vorbildlich geschützt.» ○

«Ich habe mein Idealgewicht gefunden.»

Liposinol-Biomed™ und Carbosinol-Biomed™ unterstützen bei der Gewichtskontrolle.

Pflanzliche Wirkstoffe

Mehr Informationen unter www.natuerlichabnehmen.ch

BioMed® Biomed AG, 8600 Dübendorf
© 2013 Biomed AG. All rights reserved.

Lassen Sie sich in Ihrer Apotheke oder Drogerie kompetent beraten.





Hier riecht es nach Blut und Leben: Allegorie des neuen Bundesstaates vom 12. September 1848.

Historische Wohlfühl-Fettnäpfchen

Seit zwei Jahren wird im Nationalrat am 12. September die Gründung des Bundesstaates gewürdigt. Hinter dieser Idee steckt der ehemalige SP-Präsident Hans-Jürg Fehr. Es geht ihm um die historische Ausmerzung der alten Eidgenossenschaft, die für Wehrhaftigkeit und Selbstbestimmung steht. *Von Peter Keller*

Sie wurde präsentiert wie eine moderne Reliquie: Am 12. September lag mitten im Nationalratssaal die erste Bundesverfassung aufgebahrt, um an jenen Herbsttag im Jahre 1848 zu erinnern, als die Schweiz zum Bundesstaat wurde. Nationalratspräsidentin Maya Graf widmete dem Schriftstück ihre einleitenden Worte. Der 12. September 1848 markiere die «Geburtsstunde der modernen Schweiz», so die Grünen-Politikerin. «Die Geburtsstunde der Schweiz der Gleichheit und der Solidarität.» Im Jahr davor wurde der 12. September erstmals in dieser Art begangen. Damals erinnerte ihr Vorgänger Hansjörg Walter an die erste Bundesverfassung.

Angeregt hatte die protokollarische Verbeugung der Schaffhauser SP-Nationalrat Hans-Jürg Fehr. In einem Schreiben an das Ratsbüro hatte er sich eine offizielle Würdigung des 12. Septembers 1848 gewünscht. Der Brief war Befehl – und der Thurgauer SVP-Vertreter Walter dankte später seinem linken Ratskollegen im Plenum «für diesen Tipp».

Zu wenig Frauen und Arbeiter

Es war wohl mehr als der Wunsch nach einem «Tipp», was den Historiker Fehr antrieb, den 12. September als offiziellen Gedenktag zu etablieren. Im vergangenen Sommer führte er vor der Schweizer Studienstiftung aus, was ihn am Bundeshaus störe: die Innenausstattung. Sowie

die drei alten Eidgenossen mit dem Bundesbrief, die als monumentale Steinskulptur jeden Besucher empfangen. Davor sind vier Landsknechte postiert, die von der helvetischen Wehrhaftigkeit zeugen. Hinter ihnen thronen zwei Statuen: links der Landesheilige Niklaus von Flüe, ihm zur Seite gestellt Arnold von Winkelried, der Held von Sempach, sterbend mit einem Bündel Speeren in der Brust.

Hans-Jürg Fehr kritisierte vor den Studenten, dass dieses Bundeshaus eben nicht den Geist vom 12. September 1848 und damit die moderne Schweiz würdige, sondern an die mythische Vorzeit der Eidgenossenschaft anschliesse. Zudem fehle im Parlamentsgebäude jeder Hinweis auf die Arbeiterschaft und die Frauen.

Wenn nun Hansjörg Walter mit dem 12. September die «Schaffung der modernen Schweiz» lobte und Maya Graf von einer «Geburtsstunde» spricht, dann ist diese Verkürzung der Schweizer Geschichte auf die Zeit um 1848 ganz im Sinne des ehemaligen SP-Parteipräsidenten. Der Weg von der Französischen Revolution zum Bundesstaat ist für viele Schweizer Linke und EU-Befürworter nichts weniger als eine Vorwegnahme der europäischen Vereinigung. Umgekehrt wird die mentale Verbundenheit mit der eidgenössischen Befreiungstradition, die für die Selbstbestimmung der Schweiz und gegen die Einflüsse von aussen

steht, als lästige historische Standleitung empfunden, die es zu kappen gelte.

Verniedlichung des Bürgerkriegs

Im allgemeinen Gerangel um die historische Deutungshoheit ergeben sich jedoch kuriose Verrenkungen. Wenn der linke Hans-Jürg Fehr nun so vehement auf die Würdigung des 12. September drängt, stellt er sich dann auch hinter die Präambel des Verfassungstextes, wo unter der Anrufung Gottes des Allmächtigen «die Einheit, Kraft und Ehre der schweizerischen Nation» beschworen wird?

Geradezu verniedlicht wird die militärische Unterwerfung der katholischen Kantone, die 1847 als Sonderbundskrieg der Bundesstaatsgründung vorangegangen ist. Die sonst pazifistische Grüne Maya Graf, deren Partei für die schrittweise Abschaffung der Armee ist, spricht von einem «äusserst zivilisierten Krieg». Ist Krieg also doch nicht gleich Krieg? Ab wann darf eine militärische Auseinandersetzung als «zivilisiert» gelten? Wenn Motiv und Ziel im Einklang mit dem grünen Wahlprogramm stehen?

Nach dem Sieg der eidgenössischen Truppen, so Graf weiter, habe sich auch die Schärfe der Debatte «von einem Augenblick auf den anderen» verloren. Was nicht der Fall war. Der Kulturkampf dauerte bis weit ins 20. Jahrhundert. An der Uni Zürich war es beispielsweise bis in die

1960er Jahre undenkbar, dass ein Katholik einen Lehrstuhl für Germanistik, geschweige denn einen für Geschichte hätte einnehmen können.

So geht es von einem Wohlgefühl-Fettnäpfchen zum nächsten. Die Nationalratspräsidentin setzt ihre historische Lehrstunde fort: «Ob schon die Eidgenossenschaft also scheinbar in Sieger und Verlierer geteilt war, gelang es mit der Verfassung von 1848, einen grossen Kompromiss zu schaffen, der es möglich machte, dass die historischen Gegner gemeinsam und konstruktiv unser Land aufbauten und weiterentwickelten.» So war es nicht ganz. Über vierzig Jahre lang dominierte der Freisinn den Bundesrat und damit auch die politische Schweiz nach Belieben. Erst 1891 wurde den Konservativen ein einziges Regierungssitzchen zugestanden. Auch der Proporz, der den politischen Minderheiten eine Stimme im Parlament ermöglichte, musste dem herrschenden Freisinn abgerungen werden. Das war 1919 – siebenzig Jahre nach Gründung des Bundesstaates.

Sowohl Graf wie Walter rühmen in ihren Würdigungen die grosszügige Haltung der Siegerkantone. Tatsächlich schufen die Verfassungsväter mit dem Zweikammersystem ein wichtiges Ausgleichsinstrument zwischen den zentralistischen Kräften und den Anhängern möglichst grosser Kantonsautonomie. Der Ständerat soll fortan auch als Korrektiv und Absicherung der kleineren Kantone gegen die Dominanz der bevölkerungsreichen Stände dienen.

Zudem wurde für jede Änderung der Bundesverfassung zwingend das Ständemehr vorgeschrieben: Nur wenn neben der Bevölkerung auch eine Mehrheit der Kantone einer Verfassungsänderung zustimmt, kommt diese zur Umsetzung. Maya Graf lobte diesen Kompromiss – wenigstens rückblickend. Heute empfindet die Linke das Ständemehr als lästige Bevorteilung der kleineren, zumeist konservativen Landkantone. Zuletzt zeigte sich



Erstaunlich geschichtsfremd: Fehr (SP).



«Äusserst zivilisierter Krieg»: Graf (Grüne).

dieses Unbehagen bei der Abstimmung zum Familienartikel, als eine Mehrheit der Kantone die Vorlage trotz Bevölkerungsmehrheit versenkte und das Ständemehr von links-grüner Seite umgehend in Frage gestellt wurde.

Wie ernst es Hans-Jürg Fehr letztlich mit dieser Verfassung vom 12. September 1848 meint, zeigte er mit einem Vorstoss, den er bereits in seiner ersten Legislatur unter dem verqueren Titel «Mehr Ständerat – weniger Ständemehr» einreichte. Das doppelte Mehr, argumentierte der Schaffhauser, mache es möglich, dass eine Mehrheit der Kantone, die nur die Minderheit des Volkes verkörpern, der Mehrheit den Willen aufzwingen. Das ist eine doch eher boshafte Umdeutung des Ständemehrs: Dort geht es ja darum, dass nicht ein Kartell der bevölkerungsreichen Kantone

über die kleineren Stände verfügen kann. Exakt darin liegen die Errungenschaft des Föderalismus und der Respekt vor den Minderheiten und der kulturellen Vielfalt der Schweiz, wie sie sich etwa in den vier Landessprachen äussert.

In einem weiteren Vorstoss verlangte Hans-Jürg Fehr 2010, dass Städte mit über 100 000 Einwohnern im Ständerat mit einer halben Stimme vertreten sein sollten. Auch hier erweist sich der Historiker Fehr als erstaunlich geschichtsfremd: Sein Ansatz verstösst gegen die auf Ausgleich bedachte Verfassung von 1848. Zudem verkennt Fehr die unmittelbare Vorgeschichte des liberalen Bundesstaates: Es waren die ländlichen Gebiete, die sich gegen die verkrustete Vorherrschaft in Zürich, Bern, Basel auflehnten und neben politischer Gleichberechtigung vor allem auch tiefere Abgaben forderten, mit denen sie die privilegierten urbanen Schichten mitfüttern mussten.

Kriegerisch, selbstbewusst, geschichtsmächtig – das Bundeshaus verbeugt sich architektonisch vor den Leistungen und Gestalten der alten Eidgenossenschaft. Hier riecht es nach Blut und Leben. Eine Verfassung bleibt Buchstabe. Doch die Geschichte lebt von Geschichten. Sie werden ausgiebig erzählt: Im Nationalratsaal prangt über dem Halbrund das Gemälde «Die Wiege der Eidgenossenschaft». Im Ständerat ist eine Landsgemeinde dargestellt. Die Fensterbögen der Kuppel zeigen die unternehmerische Schweiz der Gründerjahre: Textil- und Metallindustrie und den Rheinhafen.

Es war eine grosszügige Geste des siegreichen Freisinns, dass er im Bundeshaus Platz schuf für die von den inneren Orten geprägte Geschichte. Zwischen Winkelried und von Flüe konnten sich auch die «Verlierer» willkommen fühlen. Wer diesen Teil der Schweizer Geschichte ausmerzen will, gefährdet willentlich das Fundament des historisch gewachsenen «modernen» Bundesstaates. ○

Wir halten Kurs auf Schweizer Werte.

Volg ist im Dorf daheim – nun auch in der Westschweiz. Seit Jahrzehnten haben wir uns auf die Fahne geschrieben, Schweizer Produkte und Werte zu pflegen. Mit ein Grund, warum immer mehr Kunden mit Volg auf der gleichen Welle reiten.

Volg. Im Dorf daheim.



Volg
frisch und fründlich

Plazenta zum Frühstück

Journalistinnen fordern unablässig, Frauen nicht aufs Muttersein zu reduzieren. Doch sobald sie selber Kinder haben, schreiben sie nur noch über ein Thema: Ihr Muttersein.

Von Rico Bandle



Für eine Mütter-Quote: Kolumnistin Michèle Roten.

Feminismus ist unter Journalistinnen seit einigen Jahren wieder en vogue. Wer in der Szene anerkannt sein möchte, muss Plädoyers für Frauenquoten schreiben, sich für ein staatliches Rundum-Betreuungsprogramm für Kinder einsetzen und betonen, dass Teilzeit arbeitenden Kaderleuten die Zukunft gehöre. Zudem machen sie innerhalb der Redaktionen Druck: In Deutschland fordert eine lautstarke Gruppe von Journalistinnen eine Frauenquote von 30 Prozent, beim *Tages-Anzeiger* haben sich die angeblich benachteiligten Redaktorinnen zu einer Frauengruppe zusammengetan und eine Frauenbeauftragte ernannt, die «Frauenanliegen» in die Chefredaktion bringen soll.

Wer sich als Journalistin besonders bemerkbar machen möchte, schreibt neben feministischen Zeitungsartikeln ein Mutter- oder Frauenbuch, wie eben die *Magazin*-Kolumnistin Michèle Roten. Um sich von ihren Mitstreite-

rinnen abzuheben, plädiert sie in «Wie Mutter sein» nicht nur für eine Frauenquote in Unternehmen, sondern auch für eine «Mütter-Quote».

Nun, jeder Headhunter sagt hinter vorgehaltener Hand, er suche dringend Frauen für Kaderstellen, finde aber keine. Im Journalismus ist die Situation ähnlich: Jedes Blatt hätte noch so gerne mehr Frauen in der Cheftage. Doch es gibt nur wenige Journalistinnen, die qualifiziert sind, und noch weniger, die den Job auf sich nehmen wollen.

Wer Zeitungen und Magazine durchblättert, wundert sich nicht über den geringen Frauenanteil in den Chefredaktionen. Journalistinnen schreiben am liebsten über das Frau- und Muttersein, Quoten und Kinderkrippen. Würden all die Frauen, die über die Frauendiskriminierung berichten, über die Finanzkrise, unser Verhältnis zur EU oder Skandale im

Bundeshaus schreiben, wäre das angebliche Diskriminierungsproblem längst gelöst. Doch diese schwerfälligen Stoffe überlassen die Frauen lieber den Männern. Recherchen in Politik und Wirtschaft anzustellen, ist mühsam und unsexy, der Frauenanteil in jenen Ressorts entsprechend klein. Über die benachteiligten Frauen und Mütter zu schreiben, ist dagegen trendy, man muss dafür weniger recherchieren und wird erst noch in Talkshows eingeladen.

«Das Krasseste auf der Welt»

Die Feminismus-Masche durchziehen, wo es im Kern darum geht, dass Frauen nicht aufs Frau- und Muttersein reduziert werden sollen, und dann trotzdem nur über das Muttersein schreiben: *Magazin*-Kolumnistin Michèle Roten hat früh gespürt, dass dies irgendwie nicht zusammenpasst. Im Januar 2011 offenbarte sie in einer Kolumne: «Ich bin schwanger. Ich werde hiermit genau einmal darüber schreiben. Um zu erklären, warum ich nicht darüber schreibe.» Ihre Begründung war einleuchtend einfach: «Ich bin jetzt halt schwanger, ich werde bald Mutter. Das ist das Krasseste auf der Welt und irgendwie auch nicht. Mehr gibts darüber gar nicht zu sagen.» Doch man ahnte schon damals: Wer es nötig hat, dies dermassen offensiv zu betonen, wird sich nicht daran halten. Und so kam es auch.

Ein Jahr später schrieb Roten: «Ich wurde in letzter Zeit oft gefragt, warum ich nicht mal über das Buch von den ehemaligen «Mama»-Bloggerinnen Nicole Althaus und Michèle Binswanger schreibe. [...] Meine Antwort lautet: weil ich es nicht gelesen habe.» Auch hier war ihre Begründung einleuchtend einfach: «Erstens nimmt mich meine Rolle als Mutter schon genug in Anspruch, und ich habe wirklich überhaupt gar kein Bedürfnis, die wenige Zeit, in der es nicht ums Muttersein geht, auch noch damit zu verbringen, über das Muttersein zu lesen.» Selbstverständlich hat sie dann doch noch Zeit gefunden: nicht zum Lesen, sondern für etwas viel Zeitaufwendigeres: selber ein Mama-Buch, «Wie Mutter sein», zu schreiben (den Begriff «Mama» mag sie zwar gar nicht, wie der Kolumne und dem Buch zu entnehmen ist).

Was will eine Journalistin, die erst seit drei Jahren Mutter ist, übers Muttersein sagen, ausser den obligaten Quoten- und Krippenforderungen? Grob zusammengefasst, sind es zwei Punkte: Schau mehr auf deine eigenen

Bedürfnisse, und Männer sind grundsätzlich gesellschaftlich zurückgebliebene Wesen, die sich im Haushalt um die Arbeit drücken, die «breit sitzen», «viel masturbieren», «stolz sind auf Fürze», «ungesund essen» und nicht daran denken, ihre Frau zu verwöhnen.

Die Vagina hat ein Gedächtnis

Das Buch entspricht so ziemlich genau der männlichen Klischeevorstellung, was Frauen miteinander reden, wenn sie unter sich sind. Roten schreibt seitenlang über die Heilkraft der Plazenta, dass man sie sogar essen kann, als Pulver getrocknet oder wie auch immer. Hat man dies gelesen, wundert man sich nicht mehr, dass fast nur Frauen bei Mike Shiva anrufen. Ein wiederkehrendes Thema ist die Vagina, zu der die Frauen offenbar ein Verhältnis haben, wie zu einem Haustier. «Wie geht es deiner Vagina heute?», fragt Roten an einer Stelle, und in einem Interview mit drei Fachpersonen, darunter eine «Tantramasseurin und Certified Sexological Bodyworker» redet sie unter anderem ernsthaft darüber, ob die Vulva ein Gedächtnis habe. «Ja, absolut», sagt die Certified Sexological Bodyworkerin.

Liest man das Buch, so beschleicht einen das Gefühl, es gebe nur einen Mann auf der Welt, der Rotens Ansprüche annähernd erfüllt: den in den Medien vielporträtierten Vater, der aus Solidarität mit seinem rocktragenden Sohn, 5, auch einen Rock anzog. Mit ihm, der mit einer Gleichstellungsbeauftragten liiert ist, führt sie ein E-Mail-Interview. Der maximal emanzipierte Mann erklärt, weshalb Gleichberechtigung auch für Männer erstrebenswert sei: «Ich bin nicht gerne der Herr, ich will keine Sklavin. Ich verliebe mich in Menschen, nicht in gesellschaftliche Klischees. Ich würde niemals Sex mit jemandem haben, den/die ich nicht begehre und der/die mich nicht begehrt.» Roten ist entzückt. Als männlicher Leser hat man wieder so eine leise Ahnung: Wer es nötig hat, seine Treue dermassen offensichtlich zu betonen... aber lassen wir das.

Dass eine Journalistin ein solches Buch schreibt, dagegen ist nichts einzuwenden, zumal wenn sie sprachgewandt und humorvoll schreibt wie Michèle Roten. Nur bestätigt sie damit genau jene Rollenklischees, mit denen sie eigentlich aufräumen will. Und überhaupt: Weshalb schreibt fast kein Mann nur noch übers Vatersein, sobald er Vater wird? Und weshalb tun dies Mütter so obsessiv, wo ihnen doch eigentlich die Karriere genauso wichtig sein soll wie den Männern?

Wer sich vergewissern will, dass Frauen ein anderes, innigeres Verhältnis zu den Kindern haben als Männer, der findet die Bestätigung genau in jenen Texten, die dies abzustreiten versuchen.

Michèle Roten: *Wie Mutter sein.*
Echtzeit. 176 S., Fr. 29.–

Urteile mit Show-Effekt

Der Ständerat setzt sich für Live-Übertragungen von öffentlichen Urteilsberatungen im Internet ein. Das ist falsch. Die Richter würden so von ihrer eigentlichen Arbeit abgelenkt.

Von Martin Schubarth

Urteilsberatungen sind üblicherweise nicht öffentlich. Öffentliche Urteilsberatung ist ein schweizerisches Unikum. Auf kantonaler Ebene war sie schon vor der Vereinheitlichung des Prozessrechtes die Ausnahme und kommt heute nur noch vereinzelt vor. Anders im Palais Mon-Repos: Wenn (aber nur, wenn!) ein Urteil beraten wird, dann erfolgt die Beratung in der Regel öffentlich. Nach dem Willen des Ständerates soll diese öffentliche Urteilsberatung live ins Netz gestellt werden. Das Bundesgericht lehnt dies aus guten Gründen ab.

Die öffentliche Urteilsberatung ist schon an sich eine problematische Sache, wie ich in langjähriger teilnehmender Beobachtung in öffentlichen und in nichtöffentlichen Beratungen feststellen konnte. Nichtöffentliche Beratungen, früher in Strafsachen üblich, haben den Vorteil, dass offen und prestigelos beraten und diskutiert werden kann; ohne das Risiko, dass einzelne Äusserungen, aus dem Zusammenhang gerissen, in der Öffentlichkeit verzerrt wiedergegeben werden, und ohne das Risiko, Persönlichkeitsrechte von Beschuldigten oder Opfern zu verletzen.

Bei öffentlicher Beratung besteht stets das Risiko, dass sich ein Richter primär dem Publikum zuwendet und, statt zu beraten, ein öffentliches Statement abgibt. Einen Irrtum zuzugestehen oder aufgrund der Argumente der anderen Richter seine ursprüngliche Meinung zu ändern, fällt in öffentlicher Beratung viel schwerer und ist für gewisse Richter schlicht unmöglich. Ich habe nichtöffentliche Beratungen erlebt, in denen zunächst fünf unterschiedliche Meinungen vorgetragen wurden und schliesslich aufgrund eines fruchtbaren Meinungsaustausches ein Ergebnis erarbeitet wurde, das besser war als alle Ausgangspunkte. In einer öffentlichen Beratung ist dies, wenn überhaupt, viel schwieriger zu erreichen.

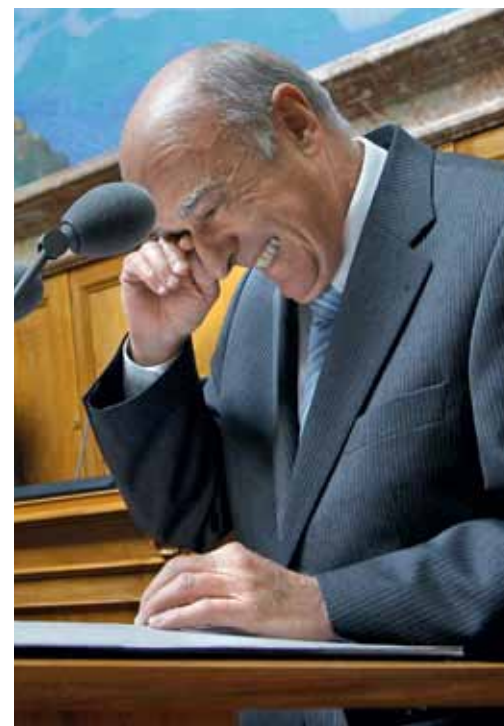
Wenn Öffentlichkeit der Beratung vorgeschrieben ist, dann gibt es Vermeidungsstrategien, mit denen man die Beratung umgeht und zu einem Urteil ohne offizielle Beratung kommt.

Auf ewig fixiert

Wird die öffentliche Urteilsberatung live ins Netz gestellt, potenzieren sich diese Probleme. Hinzu kommt – und das ist, verglichen mit der herkömmlichen öffentlichen Beratung ein Quantensprung –, dass damit die Beratung, fixiert wird und in der Folge nach Belieben Sequenzen aus dem Zusammenhang gerissen und zur Erheiterung herumgereicht und auf

Youtube eingesehen werden können. Der Lachanfall von alt Bundesrat Merz lässt grüssen. Und wenn es in der Beratung versehentlich zu einer Persönlichkeitsverletzung kommt, etwa versehentlich der Name eines Vergewaltigungsoffiziers genannt wird, dann ist diese Verletzung auf ewig fixiert.

Der Vergleich mit der Web-Übertragung der Debatten von National- und Ständerat oder mit



Zur Erheiterung: Lachanfall von Merz, 2010.

Pressekonferenzen des Bundesrates hinkt. Im Parlament geht es um politische Auseinandersetzungen, vielfach auch um die Selbstdarstellung eines Parlamentariers, und nicht um die Entscheidung eines Rechtsfalles. Die Gefahr, dass einzelne Richter einer Selbstdarstellung erliegen, gilt es, zu vermeiden.

Aufgrund des Ergebnisses der Urteilsberatung wird die schriftliche Urteilsbegründung verfasst. Abweichende Meinungen werden jedenfalls nicht ausdrücklich mitgeteilt. Doch könnte man in der Begründung bemerken, dass und weshalb eine Minderheit des Gerichts zu einem anderen Urteil gekommen sei. Die Einführung eines eigentlichen Minderheitsvotums, in dem ein überstimmter Richter seine Ansicht ausführlich begründet, bedarf demgegenüber einer vertieften Reflexion.

Martin Schubarth ist ehemaliger Bundesrichter.
www.martinschubarth.ch



Essay

Wehrpflicht abschaffen!

Die Zwangsmiliz ist reformunfähig. Nur mit Freiwilligen kann die Armee an die tatsächlichen Anforderungen angepasst werden. Das Festhalten an der Wehrpflicht nützt vor allem den Armeegegnern.
Von Reiner Eichenberger

Die Abschaffung der Wehrpflicht würde der Schweiz die militärisch und wirtschaftlich beste Armeeform bringen: eine freiwillige Miliz. Die heutige Zwangsmiliz ist völlig reformunfähig. Der durch die Wehrpflicht erzwungene Rekrutenzufluss bläht sie übermässig auf. So ist die Armee heute rund viermal so gross wie diejenigen der ebenfalls neutralen Staaten Schweden und Österreich. Eine Gesundheitskrumpfung ist wegen der Wehrpflicht nur möglich, wenn die Soldaten ihre Dienstzeit noch jünger ableisten. Dadurch würden aber die Kosten kaum kleiner, sondern lediglich auf die Jungen verschoben, und das Verhältnis von teurer Grundausbildung und effektiver Dienstzeit würde noch ungünstiger. Schon heute sind rund ein Drittel aller Diensttage Rekrutentage.

Stärker, flexibler und günstiger

Die freiwillige Miliz ist der Zwangsmiliz weit überlegen. Die Freiwilligen werden angemessen entschädigt und leisten ihren Dienst in kurzen Kursen. Freiwillige sind motivierter und leisten zumeist über lange Jahre Dienst. Die grosse Jahrgangsbreite macht die Truppe militärisch stärker und fördert die Verbundenheit zwischen Volk und Militär, die Bildung wertvoller Netzwerke sowie den Transfer ziviler Fähigkeiten. Dank der langjährigen Dienstleistung müssten jährlich viel weniger Personen die teure Grundausbildung durchlaufen. Ohne die «Zwangsjacke Wehrpflicht» könnten die Bestände flexibel den wirklich nötigen Aufgaben angepasst werden.

Die grösste freiwillige Miliz der Welt ist die US-Nationalgarde mit 470 000 bezahlten Dienstleistenden. Sie besuchen nach einer vierzehnwöchigen Grundausbildung jährlich einen zweiwöchigen Wiederholungskurs und einige Wochenendkurse. Ein zweites Beispiel ist die dänische Heimwehr mit 50 000 unbezahlten Freiwilligen. Beidenorts dienen die Freiwilligen im Durchschnitt je nach Funktion etwa fünfzehn bis dreissig Jahre.

Nach meinen Schätzungen wären für eine sehr starke Schweizer Freiwilligenmiliz mit 50 000 Dienstleistenden nur 1,1 Millionen Arbeitstage von Milizdienstleistenden nötig, wohingegen die heutige Armee 5,4 Millionen Milizarbeitstage verbraucht. In einer freiwilligen Miliz könnten zudem die zeitlichen An-

forderungen an die Dienstleistenden flexibel für die verschiedenen Armeebereiche differenziert werden. So könnten an den Verteidigungsbereich, für den es gemäss Armeebereich 2010 des Bundesrates 22 000 Mann braucht, auch höhere Anforderungen als heute gestellt werden. Hingegen würden für viele Aufgaben der Bereiche subsidiäre Sicherung und Behördenunterstützung, für die der Bundesrat das Gros der restlichen 58 000 Mann einsetzen will, auch deutlich tiefere Anforderungen als heute reichen. Dadurch sanken die Kosten



Nur Rambos? Rekrutierung.

noch weiter. Selbst wenn die Freiwilligen sehr gut entschädigt würden, wären die gesamten Personalkosten also sehr klein. Deshalb könnte eine freiwillige Miliz materialmässig viel besser ausgerüstet werden als die heutige Zwangsmiliz.

Fänden sich in der Schweiz genügend Freiwillige? Für den vom Bundesrat anvisierten Bestand von 80 000 Mann bei einer Durchschnittsdienstzeit von zwanzig Jahren müssten pro Jahrgang nur gerade 4000 Freiwillige rekrutiert werden. Für die im internationalen Vergleich immer noch sehr hohe 50 000 Mann würde es nur 2500 Männer oder Frauen brau-

chen, also rund vier Prozent eines Jahrgangs. Wenn der Dienst gut organisiert ist, angemessen entschädigt wird und, erst recht, wenn die Dienstzeiten an die tatsächlichen Anforderungen angepasst werden, wird die Rekrutierung bestens geeigneter Freiwilliger kein Problem sein.

Hinfällige Gegenargumente

Manche Politiker behaupten, dass ohne Dienstzwang nur Rambos kämen. Das ist eine beleidigende Geringschätzung der Dienstbereitschaft der Bürger und so abstrus, wie zu behaupten, dass ohne Zwang in die Polizei nur Rambos, in die Feuerwehr nur Pyromanen und in die Politik nur Profilierungsneurotiker kämen.

Andere behaupten, dass ohne Zwang dem Militär die hochqualifizierten Spezialisten fehlten. Spezialisten sind aber bekanntlich zumeist älter als 28, haben also ihre Dienstpflicht zumeist erfüllt und leisten schon heute fast ausschliesslich freiwillig Dienst als Kadermitglied.

Auch die stereotyp angeführten Rekrutierungsprobleme Deutschlands und manch anderer Länder werden der freiwilligen Miliz nicht gerecht. All diese Länder haben stehende, ganzjährig dienende Truppen mit all ihren grossen Nachteilen und ohne die Vorteile der freiwilligen Miliz für die Dienstleistenden.

Aber weshalb ist ausgerechnet die Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) für die freiwillige Miliz und damit für die beste Armee der Welt? Manche GSoA-Mitglieder haben realisiert, dass ihre zwei Hauptziele – keine Zwangsrekrutierung und keine Berufsarmee – mit der freiwilligen Miliz optimal erreicht werden können. Zudem ist für die GSoA der Kampf gegen die Wehrpflicht viel erfolgversprechender als die Armeearschaffung. Solange die bürgerlichen Parteien gegen die beste Armeeform sind, nur weil die GSoA dafür ist, kann die GSoA einen sinnvollen Kampf führen und wird am Schluss sogar gewinnen.

Reiner Eichenberger ist Professor für Theorie der Finanz- und Wirtschaftspolitik an der Universität Freiburg i. Ü. Er entwickelte 1991 das Konzept einer freiwilligen Miliz als Dienstleistung für die Schweizer Armee.

Sonderheft «Die Schweizer Schlachten»

Von Morgarten bis Marignano

Die komplette Serie der Weltwoche über den Kampf der alten Eidgenossen für ihre Freiheit und Selbstbestimmung. Mit detaillierten Karten der Schlachten und Illustrationen.

«Die Schweizer Schlachten»
Weltwoche-Sonderheft, 60 Seiten,
Fr. 25.– (inkl. MwSt., exkl. Porto)
Bestellung: Per Mail unter
schweizerschlachten@weltwoche.ch
oder telefonisch beim
Kundendienst unter
Telefon 043 444 57 01.

Das
Sonderheft
ist ab sofort
erhältlich!



Beute: Kunst

Wie die Schweiz deutschen Pressionen nachgab, Unrecht nachträglich zu Recht erklärte – und deshalb eine der wertvollsten Kunstsammlungen der Welt verlor.

Von Pierre Heumann und Markus Schär

Die Schweiz könnte heute eine der prächtigsten privaten Kunstsammlungen der Welt beherbergen. Und sie könnte sich mit einem einflussreichen privaten Hilfswerk auszeichnen, das dank dem Verkauf von Meisterwerken die Dritte Welt wirkungsvoll unterstützen würde. So wollte es der Stiftungsgründer Gustav Rau.

Doch daraus wird nichts: Die Sammlung, auf rund 800 Millionen Franken geschätzt, ist längst nicht mehr in der Schweiz. Ende der neunziger Jahre führte Berlin erstmals seit dem Zweiten Weltkrieg vor, was seither Routine ist – der Schweiz Konzessionen abzurufen. Nächste Woche kommen deshalb bei Sotheby's in London Werke zur Auktion, die eigentlich einer Schweizer Stiftung hätten gehören sollen. Und Anfang Dezember lädt Bonhams ebenfalls zu einer Versteigerung von Bildern aus der Kollektion. Die Unicef-Stiftung in Köln, die sich als legitime Eigentümerin sieht, stiess bisher 92 Werke ab und nahm damit 43 Millionen Euro ein.

Wie es dazu kam, dass die Stiftungen von Gustav Rau ihren Kunstschatz fast vollständig verloren haben, ist bis heute nicht restlos geklärt. Sicher ist nur: Die Schweizer Behörden nahmen ihre Pflichten zum Schutz der kostbaren Sammlung nicht wahr. Sie gaben dem Druck der deutschen Regierung nach und liessen damit zu, dass die Hauptstiftung, die Fondation Rau pour le Tiers Monde in Zollikon ZH, auf das ihr zuge dachte Vermögen verzichten musste.

Verwirrter Menschenfreund in Monaco

1922 in Stuttgart als einziger Sohn eines Scheibenwischerfabrikanten geboren, hätte Gustav Rau das Familienunternehmen führen sollen. Doch dies reizte ihn nicht. An das Studium der Ökonomie hängte er mit vierzig noch eines in Medizin an. 1972 gab er nach dem Tod seines Vaters die Firma für 443 Millionen Mark ab, ging als Doktor nach Afrika und baute in Ciriri im Kongo ein Krankenhaus für die Ärmsten der Armen auf. Nach Europa reiste er fast nur noch, um an Auktionen seine Kunstsammlung aufzustocken. Die Werke liess er in den Tresoren des Zollfreilagers Embrach unweit von Zürich aufbewahren, einem auf 150 000 Quadratmeter angelegten Hochsicherheitstrakt. Trotz meterdicker Stahlbetonwände und strengster Zugangskontrollen waren die Bilder aber nicht in Sicherheit.

Aufgrund seiner schwer angeschlagenen Gesundheit musste der Menschenfreund 1993 sein Lebenswerk im Kongo verlassen und nach Europa zurückkehren. Er nahm eine Wohnung in Monaco, lebte aber weiter als Asket, der mit seinem ganzen Vermögen den Ärmsten helfen wollte. So schenkte er im Juli 1997, in Zürich notariell beglaubigt, auch noch den letzten Teil seiner Kunstsammlung einer von ihm gegründeten Stiftung. Sein Wille war unmissverständlich: Nach seinem Ableben sollten alle Bilder von den bisherigen Stiftungen an die Fondation Rau pour le Tiers Monde übergehen.

Damit löste Gustav Rau die Kunstsammlung aus seinem Privatvermögen heraus. Die



Hüterinnen des Schatzes: Kaufmann (l.), Dreifuss.

drei Schweizer Stiftungen – neben einer Familienstiftung in Liechtenstein, die dem bescheidenen Lebensunterhalt ihres Gründers diente – standen unter der Eidgenössischen Stiftungsaufsicht im Innendepartement (EDI). Das sollte dessen damaliger Chefin, Bundesrätin Ruth Dreifuss (SP), später einige schlaflose Nächte bescheren.

Mehrere Monate nachdem er seinen Nachlass geregelt hatte, wurde Rau in Monaco wiederholt auf offener Strasse in verwirrtem Zustand von der Polizei aufgegriffen. Das zuständige Gericht entschied, seine volle Geistesfähigkeit sei nicht mehr gegeben, und stell-

te ihm deshalb im März 1998 einen Betreuer zur Seite. Als die Stiftungsaufsicht in Bern davon erfuhr, handelte sie ihrem Schutzauftrag gemäss rasch. Sie liess Raus Stiftungen unter Beistandschaft stellen, eine Art Vormundschaft für juristische Personen, weil sie befürchtete, dass Dritte sich an den Kunstobjekten vergreifen wollten. Fortan durften ausschliesslich die beiden Beistände die Stiftungen verwalten. Die Amtsstelle liess die Lagerräume in Embrach versiegeln.

Offene Türen im Zollfreilager

Bald zeigte sich, dass es Grund für die Schutzmassnahmen gab. Die langjährige Vertrauensperson und vor allem der Privatsekretär von Rau kämpften gegen den Entscheid der Stiftungsaufsicht. Sie beauftragten vorab den internationalen Anwaltsverbund CMS, der unter anderem in Stuttgart und in Zürich Kanzleien betreibt, Gustav Raus (angebliche) Interessen zu wahren. Die Anwälte sollten dafür sorgen, dass er respektive seine Entourage wieder Zugriff auf seine Stiftungen erhielten – also den Schenkungsakt Raus rückgängig machen.

Die Anwälte bissen vorerst auf Granit: Im Oktober 1999 kam das Bundesgericht zum Schluss, Rau sei aufgrund seiner fortschreitenden Krankheit nicht mehr handlungsfähig. Inzwischen hatte Raus Entourage aber ein Bündnis mit Unicef Deutschland geschlossen, einem der mächtigsten Hilfswerke, weil es traditionell unter der Schirmherrschaft der Ehefrau des deutschen Bundespräsidenten steht. Die CMS-Anwälte schalteten die deutsche Diplomatie ein – während die Schweizer mit der EU über den Abschluss der bilateralen Abkommen und mit der Bundesrepublik über den Fluglärm in Kloten verhandelten.

Und plötzlich überstürzten sich die Ereignisse. «Das EDI und das Bundesgericht schützten lange die Sicherungsmassnahmen», stellt Rechtsanwalt Dieter Hug fest, den die Vormundschaftsbehörde als Beistand eingesetzt hatte: «Die Kehrtwende kam überraschend.» Bruno Graf, damals als Statthalter in Zürich mit dem Fall befasst, bekam das Gefühl, «dass Geister, über die wir keine Macht haben, Regie führen». Und Peter Dürsteler, Bezirksratschreiber in Bülach, in dessen Bezirk das Zollfreilager Embrach liegt, erinnert sich: «Einen gewissen Druck von Bundesinstanzen haben die zuständigen Behörden und Beistände gespürt.»



Umkämpftes Meisterwerk: El Grecos «Heiliger Dominikus im Gebet», um 1600.

Beim deutsch-schweizerischen Streit wegen der Kunstsammlung ging es um die Frage: Waren die Objekte noch in Raus Privatbesitz? Das behauptete die Entourage des kranken Stifters. Sie bestand deshalb darauf, dass Rau frei über seine Bilder verfügen dürfe. Die in der Schweiz angesiedelte Stiftung lehnte diese Sichtweise hingegen ab. Sie berief sich auf die notariell beglaubigte Stiftungsurkunde.

Zu einer sauberen Abklärung, wem die Bilder nun tatsächlich gehören, kam es nie. Im Rechtsstreit, wem die Bilder zustünden, hätten eigentlich nur Gerichte verfügen dürfen. Stattdessen entschieden die Verwaltung und

die Politik: die Stiftungsaufsicht, das EDI. Die Schweiz habe sich ohne formelle Entscheide von Deutschland vor vollendete Tatsachen stellen lassen, empört sich Bruno Graf noch heute.

Die Eidgenossenschaft, die eigentlich die Sammlung schützen sollte, knickte unter dem Druck Deutschlands ein. Claudia Kaufmann, die Generalsekretärin des EDI und gemäss ihrer Chefin Ruth Dreifuss «die druckresistenteste Person der Schweiz», liess schon im September 1999 – als die Kunstwerke unbestritten den Stiftungen gehörten – die Türen zum Tresor in Embrach öffnen. Eigenmächtig durfte

die Entourage von Rau 105 der wichtigsten Werke nach Tokio ausleihen, ohne dass es ausreichende Garantien für eine Rückgabe der Bilder gab und obwohl sich die Beistände pflichtgemäss gegen die Ausleihe wehrten. Raus Entourage drohte der Schweizer Botschaft in Japan mit einem Prestigeverlust für die Eidgenossenschaft, falls die Bilder in Embrach festgehalten würden. Das wirkte: Die Meisterwerke flogen nach Japan – und kamen nie mehr zurück.

«Von oben angeordnet»

Berlin setzte Bern weiter unter Druck. Im September 2000 entschied das Amtsgericht Baden-Baden, der schwerkranke Stiftungsgründer benötige keinen amtlichen Beistand, weil ihm seine Vertrauensperson mit ihren Anwäl-

Die Schweizer Behörden nahmen ihre Pflichten zum Schutz der kostbaren Sammlung nicht wahr.

ten beistehe – zu seiner geistigen Verfassung, die sich weiter verschlechtert hatte, äusserte es sich aber nicht. Die Bundesrepublik erwartete, dass Bern den Beschluss des Amtsgerichts beachte: Das geht aus dem Protokoll einer Sitzung im EDI hervor, an der ein Anwalt aus Raus Entourage anwesend war.

Das Justizdepartement verfasste denn auch ein Gutachten, mit dem es das Urteil aus Baden-Baden anerkannte und damit dem Entscheid des Bundesgerichts von 1999 widersprach, der Rau die Handlungsfähigkeit abgesprochen hatte. Das sei so «von oben angeordnet worden», sagte ein hoher Beamter der Stiftungsaufsicht einem Anwalt.

Auch bei der anderen wichtigen Frage beugte sich der Bund dem deutschen Druck: Was hatte Gustav Rau tatsächlich in seine Stiftungen eingebracht? Nach seinen eigenen Aussagen von 1998, festgehalten in einem Gerichtsprotokoll, hatte er praktisch sein ganzes Vermögen den Stiftungen überschrieben; er besass also kein Privatvermögen mehr. Raus Entourage und Unicef bestritten aber seine Beteuerungen, er habe das Vermögen seiner Stiftung versprochen.

Als sich die Schweizer Behörden Gedanken über diesen eklatanten Widerspruch machten und eigene Abklärungen treffen wollten, drohten die Vertreter der Anwaltsfirma, «den Druck auf die Eidgenössische Stiftungsaufsicht über den deutschen Botschafter Bald noch zu erhöhen», falls sie das persönliche Eigentum von Rau an seiner Sammlung nicht anerkenne. Und wundersam schlossen sich nicht nur das EDI, sondern auch das Justizdepartement und das Bundesgericht der deutschen Sicht an, die Bilder seien nach wie vor im Privateigentum Raus (und nicht der Stiftungen). >>>

Anmeldung einer Forderung aus Staatshaftung

Sehr geehrter Herr Bundesrat

*Die Crelona Stiftung, Vaduz, fordert hiermit die
Schweizerische Eidgenossenschaft auf, ihr*

CHF 266'000'000.—

(zweihundertsechundsechzig Millionen Schweizer Franken)

***zuzüglich Zinsen zu 5 % seit 13.6.2000
nebst Kosten der Rechtswahrung zu bezahlen.***

Vernachlässigter Schutz der Kunstsammlung: Millionenklage gegen die Eidgenossenschaft.

- | | |
|------------|---|
| 21.12.2000 | Empfang Fax mit Verfügung Paris; Instruktionen |
| 21.12.2000 | Diverse Telefonate mit EDI; Redaktion Antrag ans EDI, <u>Redaktion</u>
<u>Entwurf Verfügung EDI</u> ; Telefonate mit Price Waterhouse |
| 22.12.2000 | Erstellen Annahme- und Zeichnungserklärungen betr. Dr. Rau'sche
Kunststiftung für die Herren Stettler, Peterhans und Imark. Unterschrift
von Herrn Stettler notariell beglaubigen lassen. |
| 22.12.2000 | interne Besprechung Herren Stettler, Dr. Gerster, Vaucher, Peterhans,
Imark und Dr. Müller; Vollmacht; Interne Besprechung Dres. Gerster
und Müller; Schreiben UBS re Zeichnungsberechtigung |
| 22.12.2000 | Fortsetzung Entwurf Zwischenverfügung EDI; Fertigstellung
Beschwerde bei Bezirksrat Bülach gegen Verfügung Embrach re
Verlauf von Bildern der Dr. Rau'schen Kunststiftung |
| 22.12.2000 | Verschiedene Telefongespräche Herr Vaucher mit Herrn Spring (EDI);
Durchsicht Schreiben Herrn Stettler an Rechtsvertreter Dr. Rau'schen
Kunststiftung in Paris |
| 22.12.2000 | Arbeiten an Entwurf Zwischenverfügung EDI vom 22.12.00; Antrag an
EDI fertigstellen; diverse Telefonkonferenzen Herr Gerster mit Herrn
Spring; Annahme- und Zeichnungserklärungen Stiftergeräte |
| 22.12.2000 | Aktenablage; Instruktion Herr Müller betr. Beschwerde gegen
Beschluss Bezirksrat Bülach vom 15.12.2000; Gang zum
Handelsregister |
| 22.12.2000 | Besprechung Herr Gerster mit Herren Dr. Maurer und Dr. Niggemann |
| 22.12.2000 | Telefonat Herr Gerster mit Herrn Clémentz; Interne Besprechungen
Herr Stettler mit Herrn Gerster; Besprechung Herr Gerster mit Herren
Peterhans und Imark |
| 22.12.2000 | Besprechung/Redaktionen für Unterlagen für EDI |
| 22.12.2000 | Besprechung Herr Stettler mit Herrn Gerster re zeitliche Staffellung;
Annahme- und Zeichnungserklärung und Beglaubigung |
| 22.12.2000 | Besprechung Herr Stettler mit Herrn Dr. Rau |

Befehlsempfänger und Ausführungsgehilfen: Anwaltsrechnung.

Im weitem ist auf die politische Dimension hinzuweisen. In der Stellungnahme des Bundesrates zur Interpellation Scheurer steht: "Um die bestehenden Schwierigkeiten nicht noch zu vergrössern und um die zwischenstaatlichen Beziehungen nicht unnötig zu belasten, schien eine zurückhaltende Information angezeigt." Man spürt heraus, dass zur Zeit eine politische Auseinandersetzung mit Deutschland nicht günstig wäre. Einige Handlungen der zuständigen Behörden sind allerdings erstaunlich; so hat z.B. das EDI seine Meinung innerhalb von 6 Monaten völlig geändert.

Im Briefentwurf an den Bundesrat stellen wir fest, dass die GPK die Informationen erhalten hat und der Bund offensichtlich ein grosses Problem bekommt, wenn Bilder nach der Ausstellung in Rotterdam nicht bis 16. April 2001 in die Schweiz zurück gelangen. Wir sagen dem Bundesrat, dass es Handlungsbedarf gibt. Wir können ihm aber nur beliebt machen, er soll die aus seiner Sicht notwendigen Massnahmen treffen. Schliesslich stellen wir indirekt die Frage, ob das Departement des Innern (EDI) ev. nicht mehr in der Lage sei, in dieser Angelegenheit sachlich zu entscheiden.

Warnung vor diplomatischen Verwicklungen: Protokoll der Geschäftsprüfungskommission.

Wie eifertig Bern den deutschen Forderungen nachgab, belegen Dokumente. Das EDI wurde zum Befehlsempfänger und Ausführungsgehilfen beim Versuch, die Rau-Sammlung aus der Schweiz zu schaffen. Es liess sich zum Beispiel im Herbst 2000 von der Anwaltsfirma CMS, die Partei war, Weisungen vorschreiben, als ob die Kanzlei die verfügende Behörde wäre. Diesen seltsamen Vorgang zeigt die Rechnung der Anwälte (siehe Ausriss links Mitte), die sich allein für dieses Vierteljahr auf Fr. 254'164.30 belief.

Die Schatzhüter haben versagt

Durch die Kanzlei gleichsam ferngesteuert, erlaubte das Innendepartement im August 2001 der Entourage von Rau, die ganze Sammlung nach Deutschland zu bringen. Die Vormundschaftsbehörden und die Stiftungsbeistände, die über den Schatz im Zollfreilager wachen mussten, erfuhren davon nichts. «Es besteht der Verdacht, dass sich auch unbefugte Drittpersonen bereichert haben», sagt Bezirksratsschreiber Dürsteler. Die damaligen Verantwortlichen, Bundesrätin Dreifuss und Generalsekretärin Kaufmann, wollen sich heute nicht mehr zu diesen Vorgängen äussern.

Die deutschen Diplomaten triumphierten nach ihrem Sieg. «Das Auswärtige Amt hat durch Botschafter in Bern mehrfach und einmal durch Staatssekretärkonsultationen demarchiert», hielt ein Jahresbericht von Aussenminister Joschka Fischer fest: «Schliesslich konnten die Kunstwerke im Sommer 2001 nach Deutschland überführt werden.» Die Deutschen erklärten diesen Handstreich zur «Freisetzung des in der Schweiz beschlagnahmten Kunsteigentums».

Wie konnte die Bundesrepublik – trotz umstrittener Rechtslage – ihre Interessen durchsetzen? «Wir haben nie Druck gespürt», versicherte Ruth Dreifuss dem Parlament. 2001 setzte sich die Geschäftsprüfungskommission (GPK) des Nationalrats mit dem Problem auseinander. Denn zu den Pressionen aus Deutschland kam noch etwas hinzu: Eine von Raus Stiftungen, die Crelona-Stiftung in Vaduz, verklagte die Eidgenossenschaft auf Schadenersatz von 266 Millionen Franken (siehe Ausriss links oben), weil die Stiftungsaufsicht beim Hüten des Kunstschatzes versagt hatte.

Die Eidgenossenschaft habe nach dem Urteil von Baden-Baden, das dem Stiftungsgründer angeblich die Handlungsfähigkeit zusprach, die Sammlung nicht mehr im Zollfreilager zurückhalten können, beteuerten Bundesrätin Dreifuss und ihre Generalsekretärin Kaufmann gegenüber der GPK – und das betonen die beiden Frauen heute noch. Sie hätten nicht dem Druck der Deutschen nachgegeben, schon gar nicht wegen höherer Interessen, also für den Abschluss der bilateralen Verhandlungen und des Fluglärmstreits.

Die Protokolle sprechen allerdings eine andere Sprache. Der GPK-Sekretär Philippe Schwab warnte angesichts des «wahrhaftigen juristischen Wirrwarrs zwischen der Schweiz, Deutschland, Monaco und Frankreich» die Räte: «Es scheint, dass gewisse Organe der Bundesverwaltung Druck auf das Ausserdepartement gemacht haben, um zu vermeiden, dass diese Affäre die Zukunft der bilateralen Beziehungen zwischen der Schweiz und Deutschland belastet.» Und später (siehe Ausriss links unten) mahnte er angesichts der vorsichtigen Ausdrucksweise des Bundesrates in einer Interpellationsantwort: «Man spürt heraus, dass zurzeit eine politische Auseinandersetzung mit Deutschland nicht günstig wäre.» Die Genfer Ständerätin Françoise Saudan (FDP) brachte deshalb gemäss Protokoll ihr Unbehagen auf den Punkt: «Der Bund bemüht sich, allen Forderungen von ausländischen Regierungen nachzukommen. Ich muss sagen: Dieses Dossier macht mich perplex.»

Es war auch komplex. «Wir haben die Angelegenheit im Bundesrat besprochen», sagte Finanzminister Kaspar Villiger in der Kommission. «Frau Dreifuss hat uns mündlich darüber orientiert. Wie es wirklich war, hat niemand richtig verstanden.» Die Nationalräte bemühten sich denn auch nicht weiter um Aufklärung: «Ein Ressourcenproblem», stellt die damalige Kommissionspräsidentin Brigitta M. Gadiant und SVP-Politikerin heute fest.

Einige Jahre später griff das Parlament das immer noch schwelende Problem erneut auf. Die Geschäftsprüfungskommission des Ständerates beleuchtete in ihrem Bericht von 2006 aber nur «Aspekte der Stiftungsaufsicht am Beispiel der Stiftungen von Dr. Gustav Rau». Françoise Saudan kämpfte vergeblich dafür, dass die Kommission den Fragen nachging, weshalb der Bund unter dem Druck der Deutschen eingeknickt sei und Unrecht zu Recht erklärt habe.

Ihre Ständeratskollegen warfen schliesslich der Stiftungsaufsicht, die sich anfangs pflichtgemäss für den Kunstschatz gewehrt hatte,



Menschenfreund: Kunstsammler Rau.

Übereifer vor und schoben ihr damit zumindest Mitschuld an den Auseinandersetzungen zu. Der Leiter der Stiftungsaufsicht ging 2007 mit 59 Jahren in den Ruhestand. Und sein Stellvertreter schied nach einer Erkrankung aus der Bundesverwaltung aus (wann, verrät das Departement nicht) und kämpft seither um den Wiedereinstieg ins Arbeitsleben. Beide wollen sich zu dieser Geschichte nicht mehr äussern.

Es ist noch nicht zu spät

Bundesrat Pascal Couchepin (FDP), ab 2003 Nachfolger von Ruth Dreifuss im Innendepartement, bemühte sich ebenfalls, die Affäre unter den Teppich zu kehren: Der GPK-Bericht von 2006 und die Antwort auf eine Interpellation von Nationalrat J. Alexander Baumann (SVP) – der sich über die Stellungnahme des Bundesrates zum Bericht «alarmiert» zeigte – verwedeln den Konflikt, statt ihn aufzuklären. «Pascal Couchepin erbt einfach ein Problem,

zu dem es aus meiner Sicht viel früher wegen schwerwiegender Fehlleistungen gekommen war», nimmt ihn seine Parteifreundin Saudan heute in Schutz. «Man kann ihm einen Mangel an Mut vorwerfen. Aber was sollte er anders machen?»

Während die Schweizer in sich gingen, schufen die Deutschen Tatsachen. Am 4. September 2001 verkündete Unicef Deutschland, Gustav Rau habe seine Kunstsammlung der Unicef-

«Es besteht der Verdacht, dass sich auch unbefugte Drittpersonen bereichert haben.»

Stiftung in Köln geschenkt. An der feierlichen Übergabe in der Galerie der Stadt Stuttgart nahm auch der Stifter im Rollstuhl teil. Seine Vertraute hatte eine Nervenärztin beauftragt, dafür zu sorgen, dass der Schwerkranke zum Zeitpunkt der Schenkung die Notare «überzeugen könne und bei klarem Verstand ist», wie sie später in einer Zeugenvernehmung bei der Polizeidirektion Ludwigsburg sagte. 2002, nach dem Tod von Rau, der nach einer Odyssee durch Krankenhäuser und Pflegeheime an einer Überdosis eines Medikaments starb, weigerte sich die Ärztin trotz intensivem Zureden, ein Attest über die Geschäftsfähigkeit des Stifters am Schenkungstag abzugeben.

Der Wille von Gustav Rau, solange er selber entscheiden konnte, war einst klar gewesen: Nach seinem Tod sollte sein Vermögen, das aus der Sammlung bestand, seiner Schweizer Drittweltstiftung zukommen. Wäre alles korrekt abgewickelt worden, wäre wohl ein grosser Teil der Bilder heute im Eigentum der Schweizer Stiftung Rau für die Dritte Welt, ist Bezirksratsschreiber Peter Dürsteler überzeugt. Da aber die rechtlichen Abklärungen über die Eigentumsfrage an den Kunstobjekten bisher nie sauber erfolgt sind, wäre es endlich an der Zeit, sich dieser Frage anzunehmen, meint Dieter Hug, ehemals Beistand der Drittweltstiftung. Zu spät ist es wohl noch nicht. ○

HIGHLIGHTS DER WOCHE

2011
Cincuenta y Cinco - Bodega Chacra
CHF 42.10

2010
Treinta y Dos - Bodega Chacra
CHF 70.20

2011
Le Difese - Tenuta San Guido
CHF 19.45

2010
Guidalberto - Tenuta San Guido
CHF 28.10

2010
Sassicaia - Tenuta San Guido
CHF 135.00

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten.
Franko Melano, Transport nicht im Preis enthalten.

DIE WEINE DER FAMILIE SASSICAIA



2010
BARROA
AGRICOLA PUNICA
(SARDINIEN - ITALIEN)
CHF 28.10



2011
MONTESSU
AGRICOLA PUNICA
(SARDINIEN - ITALIEN)
CHF 16.20



2011
BARROA PINOT NOIR
BODEGA CHACRA
(PATAGONIEN - ARGENTINIEN)
CHF 20.50



ARVI
THE SWISS BANK OF
FINE AND RARE WINES

ARVISA
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T 091 649 68 88
F 091 648 33 75
info@arvi.ch
WWW.ARVI.CH



Verkaufsfördernd: «Tagesschau»-Moderatorin Boesch.

Falsches Feindbild

Befassen sich Zeitungen mit dem Fernsehen SRF, brennen den Journalisten alle Sicherungen durch: Von «Schrottsendern» ist die Rede, von einem «Gebührenmonster». Die Berichterstattung über «Leutschenbach» ist nicht nur unfair, sondern oft auch grotesk. Von Tristan Brenn

Und wieder sauste das Fallbeil herunter. «Zwanzig Jahre «Arena» sind genug», befand kürzlich die *NZZ am Sonntag* und forderte ultimativ die Absetzung der Sendung. Interessant war einmal mehr die Begründung. Wenn es um Sendungen des Fernsehens SRF geht, besteht die Guillotine – eigentlich ein Unding – immer aus zwei Klingen: Quote und Qualität. Beides ist im Argen, und selbstverständlich bedingt das eine das andere. Und so lesen wir, dass die Zuschauerzahlen der «Arena» «konstant und parallel zum durchschnittlichen Erkenntnisgewinn des Publikums gesunken» seien. Wirklich? Abgesehen davon, dass die «Arena» aktuell bei zwanzig Prozent Marktanteil liegt, was im heutigen Mediumfeld ein unglaublich hoher, in unseren Nachbarländern nicht mal annähernd erreichter Wert für eine Polit-Diskussionssendung ist, greift der Zusammenhang von Quote und Qualität zu kurz. Dass er

immer wieder gemacht wird, ist typisch für die hiesige Berichterstattung über das Fernsehen SRF. Eine faire und sachgerechte Auseinandersetzung mit dem «Staatsender», wie er gerne bezeichnet wird, findet schon lange nicht mehr statt. Stattdessen wird in einer Einmütigkeit drauflosgehauen, als wären alle Zeitungen und Online-Plattformen gleichgeschaltet – inklusive *Weltwoche* selbstverständlich. Dabei gab's selten eine so prächtige Chance, gegen den Mainstream zu schreiben.

Welten zwischen damals und heute

Als vor zwei Jahren der grosse private französische Sender TF1 ein Rekordtief bei den Einschaltquoten vermelden musste, betrieb die Westschweizer Zeitung *Le Temps* Ursachenforschung. Sie zeigte dazu den Kontext auf, innerhalb dessen sich der Rückgang von Marktanteilen abspielt. Dieser Kontext ist überall gleich:

In der digitalen Fernsehwelt gibt es mittlerweile Hunderte von Spartensendern, die den grossen TV-Kanälen weltweit das Wasser abgraben. Diese Fragmentierung des Angebots ist neben der explosionsartigen Vermehrung von News- und Unterhaltungsplattformen im Internet der Hauptgrund für die sinkenden Marktanteile aller grossen Sender, darin sind sich sämtliche Fachleute einig. In der Deutschschweiz wird solches kaum zur Kenntnis genommen respektive ganz einfach totgeschwiegen. Dafür wird Stimmung gemacht und personalisiert. Kurz vor Erscheinen des *Le Temps*-Artikels war es wieder die *NZZ am Sonntag*, die unter dem Titel «Dürre am Leutschenbach» reisserisch verkündete: «Hunderttausende Zuschauer zappen weg», der Gesamtmarktanteil sei erstmals unter dreissig Prozent gefallen. Dass die Zeitung «Programmierfehler» und einen allgemeinen Qualitätsver-

lust als Gründe bemühte, kam nicht überraschend. Schon eher grotesk war dann der Bilanzvergleich zwischen dem heutigen Fernsehredirektor und dem von 2002, Peter Schellenberg, der damals noch «bis über 35 Prozent» kam. Ohne die Leistung von Peter Schellenberg schmälern zu wollen, sehr erhellend sind solche Vergleiche mit der damaligen, noch weitgehend geschützten Internet- und Spartenkanal-immunen TV-Werkstatt nicht.

Fakt ist: Alle grossen Sender weltweit haben in den letzten zehn Jahren Marktanteile verloren, und alle grossen, wichtigen Informationssendungen dieser Sender haben verloren, das ist keine Spezialdisziplin von SRF. Wer von einem Qualitätsproblem beim Fernsehen SRF spricht, der soll sich mal die Mühe machen und Sendungen von «damals», sprich von vor zehn Jahren und mehr, anschauen. Da liegen punkto Professionalität, formalen Könnens, aber auch inhaltlicher Substanz und Intensität oft Welten dazwischen, und nicht zuungunsten von heute. Es fragt sich auch, warum die angeblich so schlechten Informationssendungen von SRF viel öfter in den Zeitungen zitiert werden als noch vor ein paar Jahren.

Doch schauen wir die Situation bei den Zeitungen genauer an. Wie steht es um die Auflagenzahlen? Die «Dürre» bei den früher so auflagenstarken, bezahlten Tageszeitungen ist offensichtlich. Der Trend über die letzten zehn Jahre scheint vor allem eine Richtung zu kennen: nach unten. Teils sind die Einbrüche dramatisch. Irgendwie ähnlich wie bei den Fernsehquoten. Von einem Zusammenhang zwischen Auflagenrückgang und zunehmender Ausschussware in den Schweizer Blättern war allerdings noch nie etwas zu lesen. Wäre auch unfair und ginge an den eigentlichen Ursachen, die mit Gratiszeitungen, Gratisinternet und der sozial-medialen Explosion zu tun haben, vorbei. Tatsächlich ist der Schweizer Zeitungsmarkt trotz fortschreitendem Konzentrationsprozess noch immer sehr lebendig, der Qualitätsjournalismus, dort, wo er stattfindet, teils hervorragend und auf Augenhöhe mit grossen ausländischen Titeln.

Beim Bashing machen alle mit

Umso auffälliger: Wenn es um das Fernsehen SRF geht, brennen denselben Zeitungen und ihren Internetplattformen alle Sicherungen durch. Bashing und Desinformation sind Trumpf, und alle dürfen bei dem fröhlichen Spiel mitmachen, auch die kleinen. Zum Beispiel die *Bündner Woche*, die zum südöstlichen Alpenimperium des Präsidenten des Verlegerverbandes, Hanspeter Lebrument, gehört. Lebrument, der sich regelmässig Sorgen macht um die Programmqualität des «Staatssenders», hat mit der *Bündner Woche* ein harmloses Gratisblatt im Sortiment, das aus Veranstaltungstipps, gefälligen Promo-Artikeln und ähnlichen Textsorten besteht. Nichts dagegen. Eine Kolumne hingegen schert

völlig aus, sie befasst sich mit SRF. Da sind dann Titel zu lesen wie «Besser schlafen mit SF» oder «Vive la Trance». Letzterer bezog sich auf die Berichterstattung von SRF zu den französischen Wahlen, vernichtend das Fazit: ein *giggeriger* Moderator, alle unfähig, die ganze Sendung ein Graus und vor allem viel zu lang.

Newsnet, die Online-Plattform von *Tages-Anzeiger*, *Basler Zeitung* und anderen, kam übrigens zu einem ganz anderen Schluss. Das Fernsehen habe nicht zu lange, sondern viel zu kurz über diese Wahlen berichtet, zwischen «Tagesschau» und deren Spätausgabe sogar den «Tatort» gezeigt statt «durchzuziehen», gar von «Skandal» ist die Rede. Wie wären die Reaktionen wohl gewesen, hätte SRF tatsächlich den «Tatort» gestrichen?

Im Unterhaltungsbereich lesen wir seit Jahren, dass SRF nichts anderes zustande bringe,



als bei anderen abzukupfern. Als aber Sat 1 die Pre-Shows zur Miss-Schweiz-Wahl im Stile von «Germany's Next Topmodel» aufzog und dabei «ordentlich abkupferte», war das Fazit: «Genau das ist clever.» Im vollen Ernst und ironiefrei erkor wieder Newsnet (mit dem Qualitätsverlag Tamedia im Rücken) «The Bachelor» auf 3+ zur besten Sendung 2012. Man stelle sich vor, SRF hätte diese Sendung produziert.

Die Zeitung *Schweiz am Sonntag* titelte erst kürzlich: «Cornelia Boesch ist in der Poleposition». Es ging um die Nachfolge von Christine Maier als Moderatorin von «10 vor 10». Der Artikel war – mit einem Wort – faktenfrei. Trotzdem war er der Zeitung eine ganze Seite wert, inklusive grosses Foto von Cornelia Boesch, mit der die Zeitung sich noch so gerne schmückte, weil verkaufsfördernd.

Keine Frage: Das Fernsehen SRF macht hin und wieder Fehler, wie alle Medien. Ja, dieses Fernsehen ist zum grössten Teil gebühren-

finanziert und damit in einer komfortablen Lage. Und ja, der Verteilungskampf innerhalb der Medien ist mit dieser unersättlichen, alles verschlingenden Bestie Internet für alle traditionellen Medien-Player brutal geworden. Fernsehen und Zeitungen seien direkte Konkurrenten, behaupten zumindest die Verlage. Ist deshalb alles erlaubt? Das Feindbild, welches vom Leutschenbach gezeichnet wird, hat mit der Realität jedenfalls nicht viel zu tun.

Kein Thema eignet sich besser zur Kultivierung dieses Feindbildes als die «Zwangsgebühren», also die Fr. 462.40, die jeder Radio- und Fernsehkonsument jährlich bezahlen muss. Das ist in der Tat viel Geld. Und ja, nirgends in Europa ist dieser Preis so hoch. Kaum erwähnt wird: Wäre die Schweiz einsprachig, würde jeder Schweizer Haushalt nur rund 260 Franken zahlen. Rund 200 Franken der Radio- und Fernsehgebühr sind einzig dafür da, dass Romands und Tessiner in ihrer Landessprache überhaupt senden können. Aber klar ist es knackiger, vom «Staatsmedienmoloch» zu reden, der das Geld mit beiden Händen ausgibt.

Abspann von 68 Namen

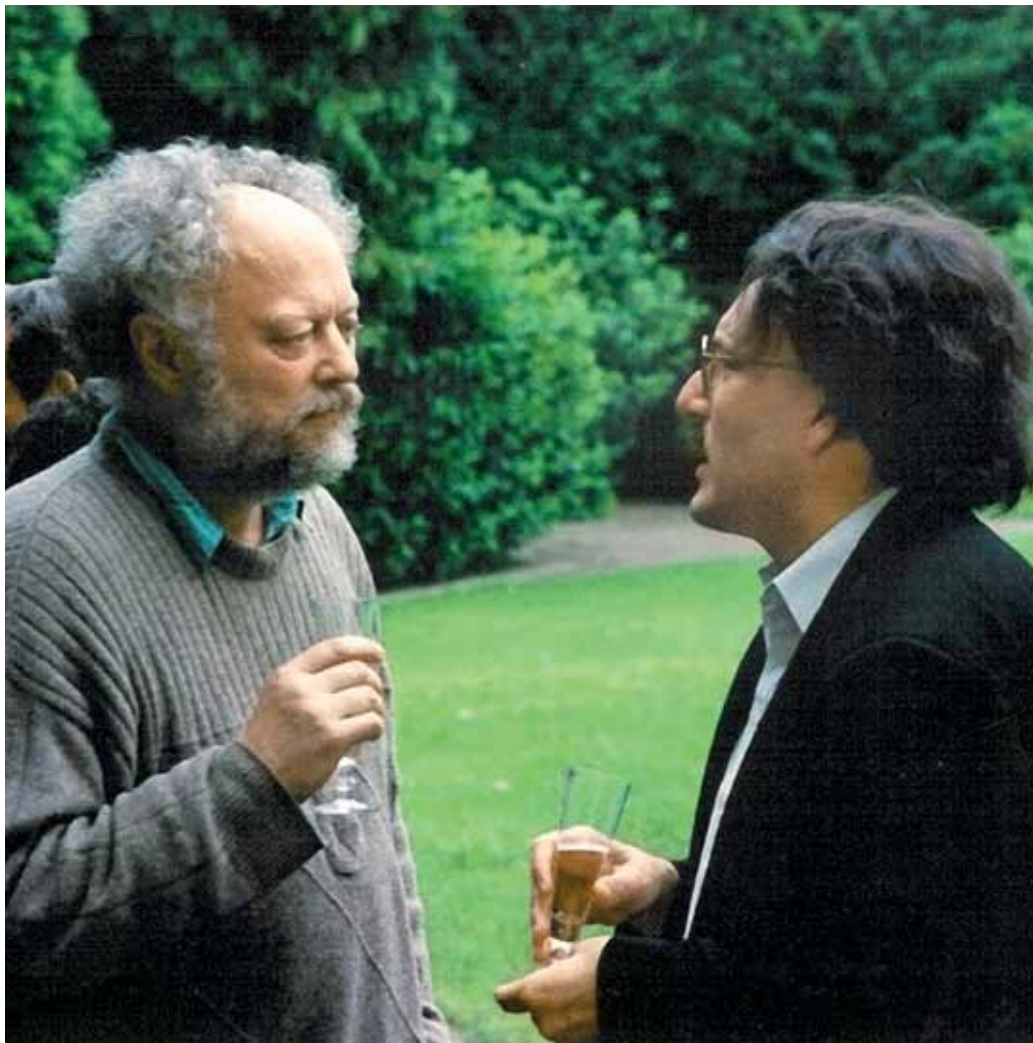
Der Blick ins Ausland ist auch aus anderen Gründen spannend und aufschlussreich. Vergleicht man zum Beispiel Budgets und Anzahl Mitarbeitende des deutschen öffentlich-rechtlichen Fernsehens mit dem der Schweiz, kommt man richtig ins Staunen. Während das Schweizer Radio und Fernsehen rund 2200 Stellen (inklusive technisches Personal) zählt, beschäftigt die ARD mit allen dritten Sendern zusammen rund 23 000 Mitarbeitende. Beim ZDF sind es rund 3500 Festangestellte. Auf Anfrage heisst es in Mainz, es kämen noch etwa 3000 ständige freie Mitarbeiter hinzu, so genau weiss es niemand. Insgesamt verfügen ARD und ZDF zusammen über rund zehn Milliarden Euro. Dass sich dies hin und wieder in der Qualität der Sendungen spiegelt, wir hoffen es! Mit dieser Qualität wird das Fernsehen SRF Abend für Abend verglichen – ob in der Unterhaltung, ob im Sport oder in der Information. Wir machen deshalb zum Schluss noch einen anderen Vergleich, ganz pingelig. Anne Will hat für ihre mittwochabendliche ARD-Talkshow nicht weniger als fünfzehn Redaktorinnen und Redaktoren zu Diensten. Der «Club» von SRF kommt mit 3,7 Vollzeitstellen aus, inklusive Moderatorinnen und Produktionsassistentin. Frank Plasbergs hervorragend gemachtes Polit-Talkmagazin «Hart, aber fair» im Ersten endet mit einem nicht enden wollenden Abspann von 68 Namen (einzeln mittels Pausentaste gezählt).

Die «Arena» hat genau fünf Vollzeitstellen, Moderation inklusive. Auch das ist für eine wöchentliche Polit-Sendung ein Spitzenwert in Europa.

Tristan Brenn ist Nachrichtenchef und stellvertretender Chefredaktor von Fernsehen SRF.

«Deine Waffe war die Indiskretion»

Der Schriftsteller Niklaus Meienberg erhält zu seinem 20. Todestag allseits Lob. Der Autor Pirmin Meier hat ihn zu Lebzeiten mehrfach hart kritisiert. Jetzt schreibt er seinem liebsten Gegner.



Katholisch verstrickt: Niklaus Meienberg (l.) mit Kritiker Pirmin Meier, 1991.

Geschätzter Kollege Meienberg, lieber Niklaus!

Nach Bismarck ist ein Journalist angeblich ein Mensch, der seinen Beruf verfehlt hat. Dem Tagesschreiber pflegt die Nachwelt keine Kränze zu flechten. Du bist und bleibst die Ausnahme. Ein Ausnahmeschreiber, wohl auch ein Ausnahmemensch. Das schrieben dieser Tage alle, und es stimmt.

Ich bestehe darauf, dass ich nie zu Deinen Freunden und Verehrern gehörte. So wenig wie Sämi Siegrist unselig, der Chefredaktor des einstigen *Aargauer Tagblatts*, der mir vor gut 25 Jahren eine ganze Seite für scharfe Kritik an Deinem Wille-Buch zur Verfügung stellte. Für den Nachweis, dass dieses Buch als militärhistorische Proseminararbeit keinesfalls genügen würde, bezahlte mir die gutbürgerliche Gazette ein Honorar von 250 Franken.

Natürlich war «Die Welt als Wille und Wahn» (1987) keine militärhistorische Proseminararbeit. Deiner bevorzugten Textsorte, dem Pamphlet, kam es nicht zu, dem als «seniler Fressack» charakterisierten General historische Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. So wenig wie ein Nixon-Biograf, der sich auf Vierbuchstabenwörter aus den bekannten Tonbandaufzeichnungen zur Watergate-Affäre konzentriert, ein vollständiges Porträt des Präsidenten geben kann und will. Teils mit erfundenen Szenarien, teils mit Indiskretionen aus Briefen von General Wille an seine Frau, eine gebürtige von Bismarck, wolltest Du den Dir gegenüber verstockten Familienarchivar Jürg Wille provozieren.

Ohne Indiskretionen lässt sich wohl weder die Geschichte der Familie Wille noch zum Beispiel jene der Familie Kennedy ausreichend beschreiben. Aber weder ein historisches Por-

trät von General Wille noch eines von Kennedy oder Nixon besteht hauptsächlich aus Indiskretionen.

Dieselben blieben auch bei Deinem vernichtenden Porträt von Bundesratsgatte Hans W. Kopp Deine Stärke. Die Indiskretion lag Dir auch privat. Unser gemeinsamer Freund Jürg Federspiel, der Dich eher in Sachen Poesie als Radikalität übertraf, bezeichnete Dich nicht nur mir gegenüber als den indiskretesten unter seinen Bekannten. Welcher Schriftsteller hätte seinen Verleger nicht schon mit dem «A»-Wort bezeichnet, besonders in alkoholisiertem Zustand? Wenn nun aber einer wie Du hingehst und dem Suhrkamp-Boss brühwarm erzählt, «auch» Federspiel halte ihn für ein Arschloch, und deshalb dessen Reportagenband «Wahn und Müll» dann beim schlecht zahlenden Limmat-Verlag erscheinen muss, ist dies eine Meienberg-typische Anekdote.

«Er fuhr Ferrari, Du nur Jaguar»

Im gleichen sogenannten Provinzblatt wie ich publizierte mein Studienkollege Hermann Burger. Er hat sich wie Sämi Siegrist, Jürg Federspiel und Du vorzeitig aus dem Leben verabschiedet, so dass mir am Ende nur noch das Schreiben eines Nachrufs übrigblieb. Angesichts des toten Burger bedauerte ich öffentlich, warum so begabte Leute sich auf Erden einfach nicht zu helfen wissen. Über diesen Kollegen hast Du Dich, bis er sich endlich entleibte und Dich also an Dich selbst erinnerte, nur hämisch ausgelassen. Für den Schulbuben, der Du immer geblieben bist, war Burger, dem sprachliche Perfektion mehr bedeutete als Gesellschaftskritik (die er nichtsdestoweniger übte), der ekelhafte, geschnielte Streber. Er fuhr Ferrari. Du nur einen alten Jaguar, für den Du Dich vor Linken und Grünen erst noch glaubtest entschuldigen zu müssen.

Neid und Ressentiment gehörten nun mal zu Deinen hervorstechenden Eigenschaften. Im Kollegen-Tratsch hast Du schlimmer gewütet als in Deinen Publikationen, die selbst boshaften Indiskretionen noch einen gewissen Charme beimischten. Nun gab es eine Schriftstellerin, von der unsere gemeinsame Bezugsperson Peter von Matt nachweisbar sogar mehr hielt als von Dir. Die Dame, deren Name zu ihrem Schutz nicht genannt zu sein braucht, publizierte bei Suhrkamp. Eine bessere Erklärung, als dass diese sprachlich begnadete

Autorin sich bei Verleger Unseld «hochgeschlafen» hätte, stand Dir nicht zur Verfügung.

Dass Du Frauen gegenüber als «Charakter-schwein» galtest, verdankst Du weniger Verleumdungen und Indiskretionen. Eher schon den rachsüchtigen Memoiren einer ehemaligen Geliebten, die, wie Deine Wille-Serie, beim *Weltwoche*-Verlag herausgekommen sind, lektoriert, wenn nicht geschrieben von jenem Deiner Verehrer, der erst vor Wochenfrist in diesem Blatt von Deiner Brillanz geschwärmt hat. Ob und wie oft Du bei angeblich erotischen Betätigungen die Reizwäsche Deiner verleugneten Geliebten zerrissen hast, interessiert allerdings wenig. «Wie oft?», ist eine Frage des katholischen Beichtspiegels.

Ein Kompliment seltener Qualität

Damit sind wir bei dem Punkt angelangt, wo Du nicht selber neidest, sondern allenthalben beneidet wurdest. Federspiel fühlte sich Dir gegenüber, aber auch gegenüber Thomas Hürlimann und Otto F. Walter, knietief unterlegen, weil ihm die katholisch-lateinische humanistische Bildung abging, auf die Du nicht wenig stolz warst. «Links» gibt sich heute jeder geistig vorgespurte Idiot, und auch mir schmeichelt es nicht, im Gegensatz zu Dir als «rechter» Freund Federspiels gegolten zu haben. Aber dass man Dich «barock» genannt hat, ist im Vergleich zu «links» oder «kritisch»

oder «entlarvend» ein Kompliment von schon ganz anderer Qualität. Wer schon würde Schawinski, Köppel oder Frank A. Meyer als barock bezeichnen? Du, der Tote, hast sie alle schon jetzt überlebt!

Vor Freunden und Gegnern gehört Dein Andenken in Schutz genommen. Lächerlich scheint es mir, Dich als Marxisten zu denun-

«Dein Ruf als Autor passt in die von Dir charakterisierte Bünzli-Schweiz.»

zieren. Gewiss hätte niemand behauptet, Du seist frei von Feindbildern. Und noch bei Annemarie Schwarzenbach, deren untergründige Ähnlichkeit mit ihrem Cousin James Du zwar ahnst, entlarvst Du den blinden Fleck ihrer klassenbezogenen Herkunft. Über alles gesehen, gibt es bei Dir aber keine konsistent durchgehaltene Ideologie, und wenn schon, bleibst Du weltanschaulich eher katholisch verstrickt, als dass der Marxismus wirklich auf Dich abgefärbt hätte. Auch für den jüdischen Witz ist Dein Naturell viel zu grob. Dein Ruf als Autor passt in die von Dir charakterisierte Bünzli-Schweiz. International bleibt Deine Schreibe ohne Chance.

Mit Dir gemeinsam habe ich die frühe Politisierung durch den Ungarn-Aufstand von

1956. An den Ungarn-Aufstand erinnert in Flüeli-Ranft, dem Wallfahrtsort Deines Namenspatrons, noch heute ein Gedenkkreuz. Weiter unten, in der Ranftkapelle, prangt ein Fresko von Robert Durrer aus dem Jahr 1920. Dort wird die Schweizer Generalität so stark karikiert wie später nie mehr bis zu Deinem Wille-Buch. Ich entnehme diesem heute mehr Anregungen als zur Zeit meines Verrisses.

Eigentlich hast Du zwei Namenspatrone. Niklaus von Flüe, den Schweiger und Friedensstifter, bei dem man den Zorn über den Eigennutz seiner Landsleute gerne übersieht. Und andererseits den Samichlaus, wie beim *Struwelpeter* dargestellt: als Anschwärzer der bösen Buben. Du warst beides, und doch vor allem Dich selber. Schade, bist Du mit Deinem Leben nicht fertig geworden. Über Nietzsche schrieb Stefan George, dieser hätte lieber weniger geredet und mehr gesungen. Für Dich, Niklaus, den Lyriker, unweit von Federspiel, könnte ich diesen Befund nur bestätigen. Die Erde war Dir nicht leicht, und sie wird uns allen niemals leicht bleiben.

*Dein damaliger Kritiker,
Pirmin Meier*

Pirmin Meier ist Autor historischer Bücher. Soeben erschien die 6. Auflage seines Hauptwerks «Paracelsus, Arzt und Prophet» (Unionsverlag). Im Februar erscheint die 3. Auflage von «Ich Bruder Klaus von Flüe».



Für jene, die wissen,
wonach sie suchen.

**EIN GEWINN,
DER IHNEN
PASSEN WIRD!**

Gewinnen Sie jetzt einen von 10 Massanzügen von Alferano im Wert von je CHF 2'000.- und eines von 10 Business-Abos Gold von getAbstract im Wert von je CHF 375.-

So funktioniert's: In jeder Ittinger Verpackung finden Sie einen Gewinncode – geben Sie diesen unter www.ittinger.ch ein.



Kein Kaufzwang. Gratteteilnahme siehe Teilnahmebedingungen.



Das einzigartige
Schweizer Amberbier



«Sie feiert ihre Sexualisierung»: Teenie-Idol Cyrus posiert auf einer Abrissbirne.

Endlich erwachsen

Jahrelang war sie der brave, erfolgreiche Teenie-Star aus «Hannah Montana». Jetzt verblüfft Miley Cyrus genüsslich mit Auftritten, die an Pornografie grenzen.

Von Beatrice Schlag

«Nimm die verdammte Zunge wieder in den Mund!», wettete Kelly Osbourne nach den MTV-Awards im vergangenen August. «Ich bin deine Freundin und werde dich immer unterstützen. Aber behalte die Zunge im Mund.» Man braucht Miley Cyrus nicht zu kennen, um zu wissen, wovon die Rede ist. Die Bilder der zwanzigjährigen Sängerin und Schauspielerin mit der blondgefärbten Kurzhaarfrisur und der bemerkenswert grossen, häufig lasziv herausgestreckten Zunge waren in den letzten Wochen omnipräsent. Und sie erregten bei vielen Betrachtern ähnliche Gefühle wie bei ihrer Freundin Kelly. Warum musste die junge Frau ständig mit der Zunge wedeln? Es sieht nicht aufreizend aus, sondern vulgär.

Aber Miley Cyrus dachte gar nicht daran, sich zurückzunehmen. Ihr Auftritt bei den MTV-Video-Music-Awards hatte die gesamte Konkurrenz in den Schatten gestellt. Nicht

von Katy Perry oder Lady Gaga war hinterher die Rede, sondern mehr oder weniger einzig von Mileys «Twerking». Wer bis dahin noch nicht gewusst hatte, was «to twerk» bedeutete, wusste nach ihrem Song «We Can't Stop», was gemeint sein musste: provokantes Rotieren des Unterkörpers. In einem hautfarbenen Bikini hatte sich Miley Cyrus während ihres Songs auf allen vieren rückwärts auf den Unterleib ihres Showpartners Robin Thicke zubeugt. Und dazu weidlich Zunge gezeigt.

Das Outing eines Disney-Stars

«Twerking» ist in der Hip-Hop-Szene seit Jahren üblich. Die Sängerinnen Shakira, Beyoncé und Rihanna sind darin Meisterinnen. Miley Cyrus nicht. «Miss Cyrus fehlen die körperlichen Attribute für ein sinnliches Twerking», schrieb die *Los Angeles Times*, «sie ist nur ein grosses Kind mit einem Hintern wie ein Junge. Und ihre Bewe-

gungen wirken weniger wie ein Kreisen als wie ein Stampfen. Auf jeder Highschool-Party kann man Ähnliches beobachten.» Der *Hollywood Reporter* kanzelte ihren Auftritt als «krass» ab und fühlte sich «an einen schlechten LSD-Trip» erinnert. Miley Cyrus focht die Kritik nicht an. Sie sagte, sie habe lediglich die Tradition der legendären MTV-Video-Music-Awards-Auftritte – wie den Kuss zwischen Madonna und Britney Spears oder Lady Gagas Auftritt im Fleisch-Kleid – fortsetzen wollen und sei glücklich, dass die Leute auch Tage später noch darüber redeten: «Sie denken viel mehr darüber nach als ich, während ich es tat. Man sollte nicht zu viel hineindenken.»

Das Gerede war noch längst nicht verstummt, als Miley Cyrus letzte Woche erneut für Aufsehen sorgte. Am 9. September stellte sie ihr neues Video «Wrecking Ball» ins Netz. In dem vom umstrittenen Sex-Regisseur Terry Richardson gedrehten Video sitzt sie unter anderem nackt

auf einer Abrissbirne und leckt ausgiebig an einem Vorschlaghammer. Innerhalb weniger Stunden wurde es über zwölf Millionen Mal angeklickt. Das *New York Magazine* errechnete besorgt, dass die Amerikaner bereits zwölfmal mehr Miley-Sites als Informations-Sites zum Syrienkrieg besucht haben. Als sei es für irgendjemanden eine Überraschung, dass Kriegsnachrichten weniger gern angeklickt werden als eine mehr oder weniger nackte Frau.

Man braucht kein Psychologe zu sein, um zu ahnen, warum Miley Cyrus aus ihrer Haut will. Vier Jahre lang hatte man den Disney-Star neben ihrem Vater, dem Country-Sänger Billy Ray Cyrus, als kesse Hannah Montana erlebt. Die zu Beginn der TV-Serie 13-jährige Miley, die in der Rolle der Hannah Montana ein Doppelleben als Schülerin und Sängerin führt, wurde weltweit ein Teenie-Idol, munter, sauber, jugendfrei. Nach Ende der Serie, die sie gerne früher beendet hätte, aber von Disney nicht vorzeitig aus dem Vertrag entlassen wurde, drehte sie den Film «Hannah Montana», danach ging sie auf Gesangstournee mit Songs aus dem «Hannah Montana»-Soundtrack, an dem sie teilweise selbst mitgeschrieben hatte. Als sie siebzehn war, wurde ihr Vermögen bereits auf weit über 100 Millionen Dollar geschätzt. Und Miley Cyrus machte immer deutlicher, dass sie nicht länger mit «Hannah Montana» identifiziert werden wollte.

Die Entwicklung vom keimfreien Teenager-Star zur jungen Frau mit leicht obsessiv anmutenden exhibitionistischen Neigungen kommt einem nicht zufällig bekannt vor. Man hat den Film bereits zweimal gesehen: einmal mit Britney Spears in der Hauptrolle, das zweite Mal mit Lindsay Lohan – auch sie ein ehemaliger Disney-Star. Irgendwann wurden die Ausschnitte tiefer, die Auftritte gewagter. 2008 wurden Privatbilder aus Miley Cyrus' gehacktem Gmail-Konto veröffentlicht. Sie zeigten den damals fünfzehnjährigen TV-Star in Unterwäsche und Badeanzug. Die Posen waren die eines Teenagers, der vor dem Spiegel gewagte Sex-Posen übt. Miley Cyrus nannte die Fotos in einer Pressemeldung «dumm und unangemessen», setzte aber hinzu, sie werde Fehler machen: «Ich bin nicht perfekt. Ich

habe das alles nicht gewollt und bedaure aufrichtig, wenn ich jemanden enttäuscht habe.» So reden Fünfzehnjährige nicht freiwillig, sondern auf Geheiss von Manager, Vater oder Studio.

Noch im gleichen Jahr wurde Miley Cyrus vom *Time Magazine* auf die Liste der 100 einflussreichsten Persönlichkeiten der Welt gesetzt. In seinem *Time*-Beitrag zu ihrer Wahl



Weg mit Stolpersteinen: Cyrus, 2006.

schrub der Sänger Donny Osmond, auch er ein ehemaliger Kinderstar: «Als Idol von Teens und Twens reitet Miley auf einer riesigen Erfolgswelle. Aber vor ihr liegt ein Weg mit vielen Stolpersteinen. Einer davon ist, dass das Publikum an Idolen als bestimmten Stereotypen festhalten will. In ein paar Jahren wird Miley erwachsen. Und sie wird ihr «Hannah-Montana»-Image verändern wollen. Das wird ihre Fans nicht freuen. Aber Miley hat grossartigen Support in Familie und Management.»

In Wahrheit haben an ihrem MTV-Auftritt und an «Wrecking Ball» weniger die Fans von «Hannah Montana» als deren Eltern Anstoss

genommen. «Natürlich wollte Cyrus ihre Krone als Teen-Queen loswerden», schrieb der britische *Guardian*, «und sie tat, was vor ihr andere Kinderstars taten: Sie feiert ihre Sexualisierung. Alarmierend ist allerdings das Ausmass der Feier: «Wrecking Ball» zeigt nicht eine Frau, die ihre Sexualität erforscht, sondern eine Frau, die die Bildsprache der Pornografie auslotet.» Andere bezeichneten Miley Cyrus rundweg als peinlich obszön oder eklig. Country-Star Josh Gracin bedankte sich bei ihr mit dem ironischen Tweet: «Vielen Dank, Miley Cyrus. Jetzt muss ich meiner elfjährigen Tochter erklären, warum sie deine Karriere nicht weiterverfolgen darf.»

Was ist ein «banger»?

Miley Cyrus, selbstbewusst, endlich erwachsen, unendlich reich und nicht mehr an Verträge gebunden, lässt Kritiker schimpfen und testet aus, wie sich das Erwachsenenleben am besten anfühlt. «Ich habe das grosse Glück, schon über eine grosse Fan-Gemeinde zu verfügen, die aufgeregt verfolgt, was ich als Nächstes mache», sagte sie dem *Spiegel*, «und das, obwohl ich mich gerade neu erfinde.» Und wenn man sie als *bad girl* mit herausgestreckter Zunge nicht leiden kann? «Dann googelt mich nicht und schaut euch mein Video nicht an. Alles nicht meine Sache. Ich kontrolliere nur, was ich tue. Ich bin zwanzig, also lebe ich für die Leute meiner Generation, die sich gut fühlen, gute Musik hören und sich mit mir als Künstlerin identifizieren wollen.»

Das im Oktober erscheinende Album, das auch «Wrecking Ball» enthält, heisst «Bangerz», mit einem saloppen «z» statt dem korrekten «s» am Schluss. Ein «banger» ist je nach Zusammenhang ein Slang-Ausdruck für Brust, für einen tollen Körper, für einen umwerfenden Song oder für eine Party, bei der reichlich getrunken wird. «Sobald Sie es hören, werden Sie wissen, warum es so heisst», kündigte Cyrus an. Wohl kaum «Saufgelage», denn die Sängerin trinkt nicht und konsumiert ausser gelegentlichen Joints nach eigenen Worten keine Drogen. Hinweise auf einen Zusammenbruch wie bei Britney Spears oder ein Leben zwischen Gefängnis und Entzugsanstalt wie bei Lindsay Lohan sind keine auszumachen. ○

Geld macht glücklich, wenn man sich auf die Zukunft freuen kann. Informieren Sie sich jetzt über die individuellen Vorsorgelösungen von Swisscanto bei Ihrer Kantonalbank oder auf swisscanto.ch/vorsorge



Giftgas: Eine Kulturgeschichte

Der Einsatz von giftigen Kampfgasen dient der Zerstörung der Tapferkeit. Im Ersten Weltkrieg wurden die Feinde aus den Schützengräben getrieben. Heute ist Giftgas eine politisch höchst explosive Verzweiflungswaffe in den Händen dubioser Heerführer. *Von Herfried Münkler*



Meister des Gaskriegs: deutscher Soldat an der Westfront, 1917.

«Wo es nach Gas riecht, hört die Tapferkeit auf.» Die Bemerkung von Chemienobelpreisträger Fritz Haber erklärt, warum Giftgas und gegebenenfalls auch dessen Einsatz für Diktatoren so attraktiv ist, obwohl sie wissen, dass sie damit der Ächtung durch die Weltgemeinschaft verfallen. Zumeist ist es nämlich einzig Tapferkeit, was die Aufständischen den Machthabern und ihren bestens bewaffneten Soldaten entgegensetzen haben. Und an dieser Tapferkeit ist schon so manches Regime zerschellt – etwa dann, wenn die in Marsch gesetzten Soldaten sich weigern, in eine Menge zu schießen, die nicht zurückweichen will.

Der Einsatz von Tränengas ist die harmloseste Variante, Demonstranten und Platzbesetzer mit Reizstoffen auseinanderzutreiben. Bekanntlich bedienen sich auch Demokratien und Rechtsstaaten dieses Mittels, wenn sie sich anders nicht mehr zu helfen wissen. Der

Einsatz von Gas schafft eine Nah-Umwelt, die buchstäblich unerträglich ist. Das beginnt beim Brechreiz und endet mit dem Erstickungstod. Giftgas steht im Ruf, die Widerstandsbereitschaft selbst der Tapfersten zu brechen, und offenbar tut es das auch – vom Einsatz spanischer Bombenflugzeuge, die Mitte der 1920er Jahre aufständische Rifkabylen mit Gasbomben belegten, über Mussolinis Abessinienkrieg, in dem das italienische Militär mehrfach Giftgas einsetzte, bis zu Saddam Husseins Giftgasangriffen auf rebellische Kurden und jetzt zum Gebrauch dieser Massenvernichtungswaffe in Syrien.

Vom Sinn der «roten Linie»

Im Jahre 1925 ist in einem Zusatz zur Genfer Konvention das Verbot von Giftgas präzisiert und verschärft worden. Eigentlich hatte bereits 1907 die Haager Landkriegsordnung den Ein-

satz toxischer Kampfstoffe gegen den militärischen Feind von den Mitteln legitimer Kriegführung ausgeschlossen. Dieses Verbot wurde im Ersten Weltkrieg jedoch umgangen und missachtet; unter Verweis darauf, dass auch die Gegenseite Giftgas einsetze, hat man sich seit 1915 ganz offen nicht daran gehalten. Die Schrecken dieses Krieges, zu dessen Symbolen neben Stacheldraht und Stahlhelm vor allem die Gasmaske gehört, führten dazu, dass das Verbot des Gaseinsatzes verschärft wurde.

Durch die Gasmaske als mehr oder weniger effektiven Schutz gegen Giftgas hat sich die menschliche Physiognomie einem Rüsseltier angenähert. Vermutlich hat jedoch nicht das Verbot von 1925 den Giftgaseinsatz im Zweiten Weltkrieg verhindert, sondern der Umstand, dass fast alle kriegsbeteiligten Parteien über grosse Giftgasvorräte verfügten und auf jeden «Erstschlag» entsprechend reagieren konnten.

Das hatte einen abschreckenden Effekt; keine Seite konnte sich vom Giftgaseinsatz durchschlagende Vorteile versprechen.

Aufständische in Kolonien und technologisch rückständigen Ländern oder Zivilisten hingegen können nach einem Giftgaseinsatz nicht in vergleichbarer Weise zurückschlagen. Sie verfügen auch nicht über Schutzausrüstung wie das reguläre Militär. Man muss also unterscheiden, gegen wen Giftgas eingesetzt wird: gegen Soldaten, die sich schützen und entsprechend zurückschlagen können, gegen Partisanenverbände, die zwar über keine toxischen Kampfstoffe verfügen, sich ihrerseits aber selbst einer asymmetrischen Kampfweise bedienen, oder gegen eine Zivilbevölkerung, die einem solchen Angriff wehr- und hilflos ausgeliefert ist.

Sicherlich ist der Tod, den ein Soldat durch Giftgas erleidet, ebenso grausam und schrecklich wie der eines Partisanen oder Zivilisten. Auch wenn der Einsatz von Giftgas generell verboten ist, greift auch hier die Unterscheidung zwischen Kombattanten und Nonkombattanten. Die «rote Linie», die zunächst die USA und dann «der Westen» gezogen haben, betrifft vor allem den Einsatz von Giftgas gegen die Zivilbevölkerung.

Als Saddam Hussein im Krieg gegen den Iran in den 1980er Jahren Giftgas gegen Soldaten einsetzte, löste dies keine vergleichbare Empörung aus wie die von Saddam befohlenen Giftgasangriffe auf kurdische Dörfer. Soldaten sind trainiert und ausgerüstet, sich zu schützen und zu wehren, wohingegen es bei Zivilisten eine Schutzverantwortung der Regierung gibt, die seit 2005 auch zum Normenkatalog der Vereinten Nationen gehört. Wenn die eigene Regierung dieser «Responsibility to Protect» (R2P), nicht nachkommt oder ihr gar gezielt und wiederholt zuwiderhandelt, geht diese auf die internationale Gemeinschaft über. Diese ist dann moralisch aufgerufen, wenn auch nicht rechtlich verpflichtet, einzugreifen und die Bevölkerung zu schützen. Es gibt also politische Interpretations- und Ermessensspielräume, und was wir in den letzten Wochen beobachten konnten, war ein politischer Kampf um eine verbindliche Interpretation der Gasangriffe, die es in Syrien offenkundig gegeben hat.

Aber wer konkret ist die internationale Gemeinschaft? Wer kommt der Interventionsverpflichtung nach? Und wann kollidiert eine Intervention mit dem Prinzip der Verhältnismässigkeit von Gegenmassnahmen? Das sind die Fragen, vor denen der Westen im Falle des Assad-Regimes stand und nach wie vor steht. Es sind die Paradoxien eines jeden Gewaltgebrauchs, die dafür sorgen, dass es auf diese Fragen keine einfache und vor allem keine eindeutige Antwort gibt. Dem steht die beschriebene Symbolik des Giftgases gegenüber, die dafür sorgt, dass, wenn hier nicht einge-

Waffen

Gas in Gaza

Weder Assad noch Saddam haben im Nahen Osten als Erste Giftgas eingesetzt. Es waren die Briten – gegen die Türken.



Geheim gehaltener Fehlschlag: Churchill.

17. April 1917, Morgengrauen. In den Sanddünen vor Gaza kauern türkische Soldaten und warten auf den britischen Sturmangriff. Unterstützt von deutschen Offizieren, war die türkische Armee bis zum Suezkanal, der Lebensader des British Empire, vorgestossen. Nun schlägt das Pendel zurück. Von Ägypten stösst das britische Expeditionskorps in Richtung Norden vor, um dem Osmanischen Reich das Genick zu brechen. In seinem Arsenal führt es klandestin eine perfide Waffe mit: Giftgas.

In den Schlammfeldern Flanderns und Nordfrankreichs ist der Gashorror längst grausame Routine. Nun sollen auch die Soldaten der Mittelmächtekoalition am östlichen Ende des Mittelmeers den Cocktail aus Tränen- und Nervengas einatmen. Die Briten lassen den Tod vom Himmel regnen, verpackt in Giftgasgranaten.

Jahrzehntelang wusste die Welt nichts vom ersten Chemiewaffeneinsatz im Nahen Osten. Bis der israelische Militärhistoriker Yigal Sheffy die Belege aus den Archiven zutage förderte. Die britische Armee habe ihre Gasattacke gezielt vertuscht, so Sheffy. «Die Akten des zuständigen Staboffiziers für Chemiewaffen des Expeditionskorps sind weitgehend verschollen.» Wie kam das Gas in den Nahen Osten? Sheffy verfolgte die

Spur – und wurde auf einem legendären Schlachtfeld fündig: in Gallipoli nahe Istanbul. Es ist der junge Marineminister Winston Churchill, der das Kriegskabinet 1915 zu einer Landung auf der Halbinsel überredet. Churchill ist es auch, der das Giftgas auf den Plan bringt. Denn statt zu einem Handstreich wird die Invasion zu einem zermürbenden Abnutzungskrieg. Zehntausende Soldaten sterben. Churchill droht seinen Ruf als Feldherr zu verspielen. So beginnt er, hartnäckig auf den Einsatz von Giftgas zu drängen. Das Zögern seines Kabinetts versucht er mit Alarmmeldungen über einen angeblich bevorstehenden türkischen Gazangriff zu überwinden. Schliesslich bringt er die Regierung dazu, das Expeditionskorps mit 190 Tonnen Giftgas in 6000 Kanistern auszustatten. Aber zum Einsatz kommen sie nicht: Bergaufwärts aus der Küstenebene Gallipolis wäre ein Gasangriff sinnlos – die Gaswolken würden auf die Briten selbst heruntersinken.

Als das Expeditionskorps nach verlorener Gallipoli-Schlacht nach Ägypten verlegt wird, nimmt es die unbenutzte Giftladung mit. An den Toren Gasas stellt sich abermals die Gasfrage. General Murray quält sich mit moralischen Skrupeln. Als eine erste Offensive fehlschlägt, beschliesst er, mit der chemischen «Wunderwaffe» die Entscheidung zu erzwingen. Bloss: Das Wunder bleibt aus. Als die britische Infanterie die türkischen Stellungen erstürmt, finden sie die Soldaten bei Sinnen und kampffähig vor.

Was ist geschehen? Sheffy schliesst, dass die Gasmenge nicht ausreichte. Ausserdem verzeichneten die Wetterberichte für den Einsatztag starke Böen. Wahrscheinlich hat sich das Giftgas dadurch verflüchtigt. In der entscheidenden dritten Schlacht um Gaza im Oktober 1917 setzen die Briten wieder Gasgranaten ein. In einem sechstägigen Artilleriefeuer – dem schwersten Bombardement des Ersten Weltkriegs ausserhalb Europas – zersprengt General Allenby die türkischen Truppen. Nun steht den Briten der Weg nach Jerusalem und Damaskus offen. Wieder war es nicht das Gas, das die Wende herbeiführte. Seine Wirkung war offenbar so schwach, dass sie bei den Türken keine bleibenden Erinnerungen hinterliess. Die Briten hielten nach dem Fehlschlag natürlich den Mund. So wurde der erste Gasangriff im Nahen Osten zu einem der bestgehüteten Geheimnisse des Ersten Weltkriegs. *Urs Gehrig*

griffen wird, alle Waffenächtungen der internationalen Gemeinschaft zu Makulatur werden. Deswegen gibt es im Fall Syrien einen Handlungszwang, den die politischen Eliten offenbar deutlicher verspüren als die Bevölkerung ihrer Länder. Das ist ein zusätzliches Problem bei einer effektiven Reaktion: Dabei geht es nicht um die Beendigung des syrischen Bürgerkriegs, sondern um die nachhaltige Geltendmachung der Generalprävention gegen Giftgas.

Humanisierung der Kriegsführung

Der Chemiker Fritz Haber, der an der Entwicklung und Erprobung der deutschen Giftgase im Ersten Weltkrieg massgeblich beteiligt war, hat seine Rolle später mit dem Argument verteidigt, das im Krieg eingesetzte Giftgas habe eine deutlich geringere Letalität als Stich-, Hieb- und Schusswaffen. Dieses Argument ist, zumindest auf den Ersten Weltkrieg bezogen, richtig: Man schätzt, dass von den Gasvergifteten zwischen 1915 und 1918 allenfalls fünf Prozent an den Vergiftungen gestorben sind. Bei den von Granatsplittern Getroffenen lag die Letalität weit über fünfzig Prozent. Haber hat deswegen behauptet, Gas führe zu einer Humanisierung der Kriegsführung. Es war nicht der Tod selbst, sondern der Schrecken des drohenden Erstickungstodes, der hier zur Auflösung der Kampfbereitschaft und zur massenhaften Flucht der mit Gas Angegriffenen führte.

Haber hatte recht: Giftgas zielt mehr auf die Tapferkeit als auf die Leiblichkeit der Soldaten. Von Ypern bis zum Isonzo flohen sie, als Gasalarm geschlagen wurde, zu Tausenden aus ihren Stellungen – und retteten so vermutlich ihr Leben. Im Herbst 1917, als Deutsche und Österreicher in der zwölften Isonzo-Schlacht massiv Giftgas einsetzten, hatten die Italiener Verluste von etwa 13 000 Gefallenen, aber auch von 300 000 Gefangenen, ebenso vielen Versprengten und 60 000 Deserteuren. Zwei italienische Armeen hatten bei vergleichsweise geringen Gefallenenzahlen zu bestehen aufgehört. Das war für die italienische Militärführung so bedrohlich, dass sie mit demonstrativen Exekutionen die Disziplin der Truppe und den Willen zur Tapferkeit wiederherzustellen versuchte.

Der Makel einer allenfalls zweitklassigen Armee ist den Italienern seit dem Isonzo-Debakel geblieben. Auch wenn es sich im offenen Gebiet schnell verflüchtigt und nach einiger Zeit kaum noch nachzuweisen ist: Gas hinterlässt im kollektiven Gedächtnis Spuren, die über viele Jahrzehnte bestehen bleiben.

Der erste grosse Giftgasangriff der Deutschen bei Ypern am 22. April 1915 erfolgte nicht zuletzt im Glauben daran, dass Franzosen und Briten auf absehbare Zeit nicht in der Lage sein würden, in gleicher Weise zurückzuschlagen. Man vertraute auf den wissenschaftlichen und

technologischen Vorsprung der chemischen Industrie in Deutschland. Aber man hatte sich getäuscht, und schon bald war auch die Entente zu Angriffen in der Lage, bei denen das Gas zunächst nicht mit Artilleriegeschossen ausgebracht, sondern aus Stahlflaschen abgelassen wurde und als Gaswolke vom Wind auf die gegnerischen Stellungen getrieben wurde. Dort brach Panik aus, weil man einen solchen Angriff nicht abwehren konnte. Erst die massenhafte Einführung der Gasmaske stellte bei der Truppe den Willen zum Halten der Stellung wieder her. Mehr als alle anderen Waffen setzt der Gasangriff auf die Wirkung des Schreckens und seine psychischen Effekte, und deswegen ist Giftgas – zumindest auch – eine Terrorwaffe.

Die Taktik der «Maskenbrecher»

Bereits während des Ersten Weltkriegs zeigte sich die eskalatorische Logik des Gaskriegs, und die Deutschen blieben dabei bis ins Frühjahr 1918 in der Vorhand: Oberst Bruchmüller (Spitzname: «Durchbruchmüller») entwickelte eine Taktik, bei der «Maskenbrecher» und

Giftgas zielt mehr auf die Tapferkeit als auf die Leiblichkeit der Soldaten.

toxisches Gas in Rhythmen verschossen wurden: Juckreiz und Niesanfalle führten dazu, dass die Soldaten die Gasmasken herunterrissen, und sobald das der Fall war, setzte die Wirkung des ebenfalls verschossenen Senfgases (Lost) ein. Seit 1917 ist bekannt, wie man die Schutzwirkung der Gasmaske durchbrechen kann – auch dann, wenn man eine Zivilbevölkerung angreift, die auf einen solchen Angriff vorbereitet ist und über Schutzmasken verfügt, wie das in Israel der Fall ist.

Politisch ist die Reaktion auf einen Giftgaseinsatz so schwierig, weil es zunächst das Verifikationsproblem gibt: Ist tatsächlich Gas eingesetzt worden und, wenn ja, von wem? Und wie kann man darauf reagieren, ohne alles noch schlimmer zu machen, zumal für die hauptsächlich betroffene Zivilbevölkerung? Ein zu allem entschlossenes Regime mit entsprechenden Giftgaslagern kann seinen Untergang in eine humanitäre Katastrophe verwandeln. Man darf die Diktatoren also keineswegs so sehr in die Enge treiben, dass sie keinen anderen Ausweg mehr haben. Man muss ihnen alternative Optionen anbieten und schmackhaft machen. Das ist die strategische Herausforderung der nächsten Wochen.

Herfried Münkler, 62, ist Politikwissenschaftler und Buchautor. Er prägte nach den Anschlägen von 9/11 in New York wesentlich die Debatte über die asymmetrische Kriegsführung.

iPhone-App komplett überarbeitet.



Neu: mit
Download!

Erhältlich im
App Store

Die komplett neue App fürs iPhone. Als Abonnent/-in lesen Sie die Weltwoche bequem auch unterwegs. Neu: mit Autorensuche. Jetzt im App-Store für nur Fr. 5.– (einmaliger Download).

DIE WELTWOCHEN
80 JAHRE QUALITÄT

Triumph der Klarheit

Sein unverhohlener Konservatismus stiess in den Medien auf Verachtung, die persönlichen Angriffe gegen ihn nahmen zu, seine Popularität sank. Trotzdem wählten die Australier Tony Abbott zu ihrem neuen Regierungschef. Weshalb? Von Daniel Hannan

Linke sind oft schlechte Verlierer, doch die Hassausbrüche anlässlich der Wahl Tony Abbotts zum neuen australischen Premierminister sind wahrlich beispiellos. Kaum hatte der bescheidene, umgängliche Konservative sein Amt angetreten, wurden üble Facebook-Seiten eingerichtet (etwa «Tony Abbott sollte einfach sterben» und «Tony Abbott sollte beseitigt werden»), deren Urheber sich in Gewerkschaftskreise zurückverfolgen liessen. Noch abscheulicher sind die pornografischen Seiten, die sich gegen Abbotts Töchter richten.

Während des Wahlkampfes wurde Abbott regelmässig als Frauenfeind beschimpft – weil er ein Abtreibungsgegner ist. Mit «frauenfeindlich» meinten seine Kritiker in Wahrheit «katholisch» (Abbott ist auf unaufdringliche Weise religiös), aber selbst in Australien, wo es politisch sehr hemdsärmelig zugeht, traut sich niemand, offen Kritik an religiösen Einstellungen zu üben.

Woher rührt dieser Hass? Weil jemand wie Tony Abbott nicht Premierminister werden soll. Es ist ja nicht nur, dass er an Gott glaubt. Er will die illegale Einwanderung bekämpfen, die Volksverhetzungspargrafen einschränken und die Staatsausgaben kürzen. Am schlimmsten für die Gutmenschen ist seine Ablehnung von Ökosteuern. Die Erderwärmung bezeichnete er einmal als «Quatsch», was selbst für australische Verhältnisse ziemlich barsch ist.

Abbotts unverblümete Sprache bringt seine Gegner auf die Palme. Sie wissen, dass er ein kluger und gebildeter Mann ist. Er hat ein Rhodes-Stipendium für Oxford erhalten, die grösste Auszeichnung für Studenten in der englischsprachigen Welt. Er hat in der Privatwirtschaft gearbeitet, eine ziemliche Seltenheit unter heutigen Politikern, und er versteht etwas von Wirtschaft. Trotzdem besitzt er eine Ausstrahlungskraft, die den urbanen Eliten missfällt. Sie betrachten ihn als Klassenverräter, der im privaten Kreis gern über Hegel und Nietzsche diskutiert, im Wahlkampf aber mit knappen, eingängigen Parolen daherkommt.

Abbotts Sieg war schon sehr erstaunlich. Sein unverhohlener Konservatismus stiess in den Medien auf Verachtung, die persönlichen Angriffe nahmen zu, seine Popularität sank. Er trat gegen eine Labor-Regierung an, die auf 2,6 Prozent Wirtschaftswachstum verweisen konnte. Labor machte nach den internen Machtkämpfen zwar keine sehr überzeugende Figur – erst wurde Kevin Rudd durch Julia Gillard abgelöst, doch dann sanken ihre Um-

fragewerte, und Rudd übernahm wieder die Führung. Viele Australier schlossen daraus, dass die Linke von einem Wahlsieg ausging. Trotzdem war es keine geringe Leistung, eine deutliche Mehrheit gegen eine der wenigen Regierungen in der industrialisierten Welt zu erringen, die nach der Banken- und Finanzkrise eine Rezession vermieden hatte.

Entscheidende Klimadebatte

Abbotts Aufstieg ist aber vor allem deswegen bemerkenswert, weil das australische Wahlsystem so eingerichtet ist, dass die Mitte den Ausschlag gibt. In anderen Ländern müssen die Parteien ihre Basis mobilisieren. Bei Wahlen gibt es oft uneindeutige Ergebnisse, und dann besteht die Gefahr, dass man mit allzu viel Kompromissen seine Anhänger enttäuscht. Und wenn man sich allzu klar in der Mitte positioniert, könnte im Hintergrund eine rivalisierende Partei auftauchen. In meiner britischen Heimat kann die UK Independence Party (Ukip) viele frustrierte Konservative für sich gewinnen. Australische Parteien können jedoch unbesorgt sein, denn es besteht Wahlpflicht. Sie müssen also nicht befürchten, dass ihre Anhänger nicht wählen gehen. Und dank des Präferenzwahlsystems fallen ihnen die Stimmen derjenigen Parteien zu, die eine kompromisslosere Politik vertreten.

Warum also hat Abbott gewonnen? Die Antwort hat auch mit der Klimadebatte zu tun. Australien ist das erste Land auf der Welt, in dem es bei zwei Wahlen um die Erderwärmung ging: weil Australien natürlich gefährdeter ist als andere Länder. Grossbritannien hat, wie die Schweiz, ein gemässigttes Klima. Ein geringer Anstieg der globalen Temperatur wäre für uns nicht katastrophal. Doch Australien ist ohnehin weitgehend Wüste. Wenn die UN-Prognosen stimmen, droht dem Land ein Desaster. Andererseits floriert die Wirtschaft dank der boomenden Bergbauindustrie. Sollten die UN-Prognosen nicht zutreffen, wird die Wirtschaft ohne Grund beeinträchtigt. Dass die Erderwärmung seit 1998 stagniert, widerspricht den offiziellen Vorhersagen und verstärkt nur die Kritik der Australier an der von den Linken verhängten CO₂-Steuer.

Abbotts Triumph zeigt auch, dass Authentizität sich auszahlt. Wer verbindlich, aber entschieden an seinen Überzeugungen festhält, gewinnt Ansehen. Journalisten mögen jemanden als allzu rechts und daher als nicht wählbar bezeichnen – die Wähler haben ihre eigenen Vorstellungen von dem, was moderat und was extrem ist.

Der Brite Daniel Hannan ist Journalist und Politiker der Conservative Party und seit 1999 Mitglied des Europäischen Parlaments.
Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.



Bemerkenswerter Aufstieg: australischer Spitzenpolitiker Abbott vor der Wahl.

Der diskrete Charme der Kohle

Ihr Ruf ist miserabel. Unter den Energieträgern gilt sie als Gift, das die Umwelt verpestet. Die Kritik allerdings zielt in die Irre: Die Kohle hat Zukunft. Ironischerweise verhindert die so genannte Energiewende ihr Potenzial. *Von Alex Reichmuth*



Strom für drei Millionen Haushalte: modernstes Kohlekraftwerk in Neurath, Deutschland.

Im Sommer letzten Jahres ging im deutschen Neurath das modernste Braunkohlekraftwerk der Welt ans Netz. Es versorgt seither über drei Millionen Haushalte zuverlässig mit Strom. Das neue Kraftwerk stösst zwar viel Kohlendioxid (CO₂) aus – aber weit weniger als die alten Kohlekraftwerke, die in Deutschland im Gegenzug stillgelegt wurden. Bis zu sechs Millionen Tonnen CO₂ weniger sind es pro Jahr. Das entspricht 14 Prozent des gesamten CO₂-Ausstosses der Schweiz.

Die Kohlekraft hat einen miserablen Ruf. Im Vergleich mit anderen Energieträgern entstehen bei der Verbrennung von Kohle weitaus am meisten Klimagase. Kohlekraftwerke werden darum regelmässig als «Dreckschleudern» bezeichnet. In der Schweiz wird zwar kein Strom mittels Kohle produziert. Auch das Heizen mit Kohle ist hierzulande längst Geschichte. Dennoch macht die Kohle derzeit Schlagzeilen: Am

nächsten Wochenende entscheidet das Stimmvolk des Kantons Graubünden, ob sich Repower am geplanten Kohlekraftwerk «Saline Joniche» in Südtalien beteiligen darf. Eine Volksinitiative will die Investition des Bündner Energieunternehmens in der Höhe von bis zu 300 Millionen Franken verhindern. Das neue Kraftwerk soll die Stromversorgung Italiens absichern. Die Initianten wollen aber, dass Repower auf erneuerbare Energien statt auf Kohleenergie setzt.

Alle paar Tage ein neues Kraftwerk

Auch wenn Kohle in der Schweiz keine Rolle spielt: Weltweit ist sie mit einem Anteil von fast einem Drittel der zweitwichtigste Energieträger hinter Erdöl. In weiten Gegenden der Welt heizen die Menschen noch immer mit Kohle. Ihr Verbrauch steigt stark. Vor allem aufstrebende Schwellenländer dürsten nach

Energie. In China geht alle paar Tage ein neues Kohlekraftwerk in Betrieb. Schon jetzt verbraucht China fast so viel Kohle wie alle anderen Länder der Welt zusammen. Laut der Internationalen Energieagentur (IEA) wird Kohle darum bis in zehn Jahren Erdöl als wichtigsten Energieträger ablösen. In der Stromerzeugung ist Kohle heute schon die Nummer eins, mit einem Anteil von 42 Prozent. In Deutschland entstehen sogar 44 Prozent des Stroms mittels Kohle – Tendenz steigend.

So viel Kohle erzeugt grosse Mengen an CO₂. Über 40 Prozent des gesamten weltweiten CO₂-Ausstosses stammen von der Kohleverbrennung. Beim Strom beträgt der CO₂-Anteil der Kohle sogar 70 Prozent. Umweltschutzkreise und weite Teile der Politik propagieren darum, aus der Kohlekraft auszusteigen. Sie sind überzeugt, dass dieser Ausstieg gelingt, wenn man erneuerbare Energien stark genug

fördert. Doch die Kohle wird uns noch viele Jahrzehnte erhalten bleiben. Denn die Internationale Energieagentur prognostiziert, dass die weltweite Energienachfrage bis 2035 um über ein Drittel steigen wird. Der Stromverbrauch soll laut dem VGB, dem europäischen Fachverband für die Strom- und Wärmeerzeugung, bis dann sogar um über achtzig Prozent zunehmen. Allen vernünftig rechnenden Fachleuten ist klar, dass CO₂-freie Energie von Wasserkraftwerken, Solarpanels, Windrädern oder Atomkraftwerken auch bei noch so grosser Förderung niemals ausreichen wird, um diese Nachfrage stillen zu können.

Zudem bleibt auch der Ersatz von Kohle durch Öl und Gas, bei deren Verbrennung weniger sogenannte Klimagas entstehen, in weltweiten Dimensionen gesehen, eine Illusion. Denn Kohle hat gegenüber Gas und Öl zwei bestechende Vorteile: Sie ist billig, und sie ist in vielen Ländern und allen Kontinenten im Übermass verfügbar – von Deutschland über Amerika, China, Indien bis nach Australien. Wer Kohle im eigenen Land abbaut, dem kann es egal sein, wenn arabische Scheichs den Ölhahn zudrehen oder russische Präsidenten die Gasleitung kappen. Eine Abkehr von Kohle im grossen Stil ist allenfalls höchstens dann denkbar, wenn sich die Förderung von Schiefergas weltweit durchsetzt. Schiefergas ist ebenfalls an vielen Orten verfügbar und kann sogar – wie das Beispiel Nordamerika zeigt – noch billiger als Kohle sein.

Gerade weil Kohlekraftwerke so viel an Klimagasen ausstossen, kann man bei ihnen aber auch viel einsparen. Wenn die Welt ihren CO₂-Ausstoss deutlich senken will, kommt sie nicht darum herum, in grossem Stil in die Kohlekraft zu investieren. Ziel muss es sein, alte Kraftwerke technisch auf den neusten Stand zu bringen oder durch moderne Anlagen zu ersetzen. Denn moderne Kohlekraftwerke sind weitaus effizienter, brauchen weniger Kohle, um die gleiche Menge Strom zu produzieren, und erzeugen darum auch viel weniger CO₂.

Enorme technische Fortschritte

Die ersten Kohlekraftwerke, die Ende des 19. Jahrhunderts gebaut wurden, hatten einen Wirkungsgrad von einem Prozent. Das heisst, dass nur ein Hundertstel der Energie, die in der Kohle drinsteckt, in Strom umgewandelt werden konnte. Pro Kilowattstunde Strom entstanden darum auch mehrere Dutzend Kilogramm CO₂. Doch die Technik verbesserte sich rasch. 1910 gab es bereits Kraftwerke mit einem Wirkungsgrad von 5 Prozent, 1920 solche mit einer Effizienz von 20 Prozent. 1950 erreichte erstmals ein Kraftwerk einen Wirkungsgrad von 30 Prozent, während der Durchschnitt aller Kraftwerke damals bei 17 Prozent lag.

Die Ingenieure entwickelten immer grössere Anlagen, was höhere Temperaturen und höheren Druck in den Dampfturbinen er-

möglichte. Sie verbesserten zudem das Design der Anlagen und automatisierten diese, so dass sie immer effizienter wurden. Zwar gab es auch Entwicklungen, die den Wirkungsgrad vorübergehend senkten. Dazu gehörte die Reinigung der Abluft von klassischen Schadstoffen, die wegen der immer gravierenderen allgemeinen Luftverschmutzung nötig wurde. Installationen, die verhindern, dass Schwefeldioxid, Stickoxide oder Feinstaub aus Kohlekraftwerken in die Umwelt gelangen, benötigten einen Teil der erzeugten Energie und verringerten damit den Wirkungsgrad.

In den 1990er Jahren erreichte ein dänisches Steinkohlekraftwerk erstmals eine Wirkung von 47 Prozent. Heute haben neue Steinkohlekraftwerke standardmässig einen so hohen Wirkungsgrad. Das bedeutet, dass pro Kilowattstunde Strom weniger als ein Kilogramm CO₂ freigesetzt wird. Die Effizienz der besten Braunkohlekraftwerke liegt um einige Prozentpunkte unter der von Steinkohlekraftwerken. Entsprechend ist auch der CO₂-Ausstoss bei der Verbrennung von Steinkohle etwas höher. Aber die technischen Fortschritte sind hier ähnlich wie bei den Steinkohlekraftwerken. Gemäss dem deutschen Bundesverband Braunkohle braucht man heute 13 Prozent weniger Braunkohle als 1990, um die gleiche Menge Strom zu produzieren.

Weder durch Windräder noch durch Solarpanels ist gegenwärtig eine so grosse Einsparung denkbar.

Allerdings sind längst nicht alle Kohlekraftwerke technisch auf dem neusten Stand. Ganz im Gegenteil: Laut der IEA ist weltweit über die Hälfte aller Kraftwerke älter als ein Vierteljahrhundert. Bei vielen Kraftwerken ist sogar hoffnungslos veraltete Technik im Einsatz. Die IEA schätzt den durchschnittlichen Wirkungsgrad von Steinkohlekraftwerken weltweit auf magere 33 Prozent (bei Braunkohlekraftwerken liegt dieser Durchschnitt nochmals um einige Prozentpunkte tiefer). Damit stossen alle Kohlekraftwerke der Welt im Schnitt über ein Drittel mehr CO₂ aus, als wenn sie auf dem neusten technischen Stand wären. Die mögliche Reduktion entspricht 2,3 Milliarden Tonnen und damit ungefähr zwei Dritteln des gesamten CO₂-Ausstosses der Europäischen Union, dem 55fachen Gesamtstoss der Schweiz und überschreitet das Dreifache des CO₂-Ausstosses in Deutschland.

Natürlich kann der weltweite Park an Kohlekraftwerken nicht auf einen Schlag erneuert werden. Das realistische CO₂-Einsparpotenzial liegt darum etwas tiefer. Die IEA kam 2011 zum Schluss, dass seit dem Jahr 2000 kumulativ zwei Milliarden Tonnen CO₂ hätten eingespart werden können, wenn man seitdem alle neuen Kohlekraftwerke mit modernster Technik aus-

gerüstet hätte. Zwei Milliarden Tonnen entsprechen immerhin dem fast dreifachen Gesamtjahresausstoss Deutschlands. Laut IEA gibt es Schätzungen, dass durch Aufrüstung und Erneuerung alter Kohlekraftwerke sogar bis zu 1,7 Milliarden Tonnen CO₂ pro Jahr eingespart werden können. Damit würde der gesamte CO₂-Ausstoss der Welt um 5 Prozent sinken. Weder durch Windräder noch durch Solarpanels ist gegenwärtig eine so grosse Einsparung denkbar.

Verhinderungspolitik

Neue, effizientere Kohlekraftwerke schonen auch die fossilen Energieressourcen und geben weniger klassische Schadstoffe wie Stickoxide oder Schwefeldioxid an die Luft ab. Und die technische Entwicklung geht weiter. In zehn Jahren wird der Wirkungsgrad modernster Kohlekraftwerke bei voraussichtlich 50 Prozent oder höher liegen. Möglicherweise kann man bald auch CO₂ aus der Abluft von Kraftwerken abscheiden und in unterirdischen Kavernen entsorgen. Damit würden fossile Kraftwerke kaum mehr Kohlendioxid in die Atmosphäre abgeben. Ob sich allerdings dieses CCS-(Carbon Dioxide Capture and Storage-)Verfahren durchsetzt, hängt nicht nur davon ab, ob es grossindustriell machbar ist, sondern auch davon, ob unterirdische Kohlendioxidlager politisch akzeptiert werden.

Statt Unsummen an Geld aufzuwenden, um zum Schutz des Klimas ineffizienten Wind- und Solarstrom zu fördern, würde man besser in die Erneuerung von Kohlekraftwerken investieren. Doch leider verhindert gerade die sogenannte Energiewende solche Investitionen. Das zeigt sich in Deutschland: Wegen des hochsubventionierten Alternativstroms im Netz rentieren Investitionen in fossile Kraftwerke kaum mehr. Alte Kohlekraftwerke kann man aber trotzdem nicht stilllegen. Denn es braucht sie, um die Stromversorgung dann sicherzustellen, wenn der Wind nicht bläst und die Sonne nicht scheint.

Der deutsche Energiekonzern E.ON beispielsweise wollte im Bundesland Hessen auf Anfang dieses Jahres ein völlig veraltetes Kohlekraftwerk aus dem Jahr 1965 schliessen. Doch nun läuft dieses Kraftwerk mit seinem enorm hohen CO₂-Ausstoss weiter – auf Geheiss der Behörden. Man brauche es, um die Netzstabilität aufrechtzuerhalten, bekam E.ON mitgeteilt. Als Lückenbüsser im Stromnetz müssen solche alten Backup-Kraftwerke auch ständig hoch- und heruntergefahren werden. Sie laufen zudem oft nur auf Teillast. Damit verringert sich ihre Effizienz nochmals. Der CO₂-Ausstoss pro Kilowattstunde steigt um weitere 5 bis 10 Prozent. Kein Wunder, ist der CO₂-Ausstoss in Deutschland im ersten Halbjahr 2013 gegenüber dem Vorjahr gestiegen – ganz anders als in der gesamten EU, wo er abgenommen hat. ○

«Männerromane, keine Frage»

Mit «Alles, was ist» legt der berühmte amerikanische Autor James Salter nach 34 Jahren wieder einen Roman vor. Der ehemalige Kampfpilot spricht im Interview über Frauen, Helden, das Militär und die «Kronenhalle». *Von Sacha Verna*

James Salter, geboren 1925 in New York, gehört zu den angesehensten amerikanischen Gegenwartsautoren. Schriftsteller wie Richard Ford und John Irving bewundern ihn für Werke wie den freizügigen Roman «Ein Spiel und ein Zeitvertreib» (1967) und das Ehedrama «Lichtjahre» (1975). Alle besingen seine glasklare Prosa. Bis er sich mit 32 Jahren als Schriftsteller selbständig machte, war Salter Militärpilot. Er schrieb neben seinen Romanen eine Zeitlang Drehbücher und führte selber Regie, bis ihm das Bling Hollywoods nicht mehr zusagte. Seither hat Salter seine Memoiren «Verbrannte Tage» (1997), Kurzgeschichten und Gedichte veröffentlicht. Nun ist, 34 Jahre nach seinem letzten, sein sechster Roman, «Alles, was ist», erschienen.

Es ist ein warmer Sommertag auf Long Island. Auf James Salters Veranda hört man die Grillen und die vorbeiflitzenden Autos der Schönen und Reichen, die in der Umgebung ihre McMansions besitzen. Die Casa Salter ist keines davon: ein kleines Holzhaus mit einer grossen offenen Küche, ein paar Zimmern, nur wenige Schritte von der Strasse entfernt. Salter und seine zweite Frau Kay Eldredge verbringen seit über drei Jahrzehnten ihre Sommer hier. In Aspen, Colorado, überwintern sie. Salter holt sich etwas, was wie Campari mit Eis aussieht. «Preiselbeersaft», erklärt er. Campari trinkt er nicht.

Müssen Sie mit einer achtzehnjährigen Französin geschlafen haben, um darüber schreiben zu können?

Sie verwechseln Literatur mit Autobiografie.

Nein. Mich interessiert, ob Sie die sexuellen Abenteuer eines jungen Amerikaners im Frankreich der Nachkriegszeit hätten schildern können, wie Sie es in «Ein Spiel und ein Zeitvertreib» tun, wenn Sie nicht ähnliche Erfahrungen gemacht hätten. Mit diesem Roman gelang Ihnen 1967 der Durchbruch.

Ich wollte einfach ein gutes Buch schreiben.

Über nichts schreiben Schriftsteller schlechter als über Sex. Hatten Sie keine Angst, sich zum Idioten zu machen?

Man muss eben gewisse Dinge auslassen. **Wie wissen Sie, welche Dinge?**

Das weiss man einfach. Hören Sie: Ob ich etwas erlebt haben muss, um darüber schreiben zu können, hängt vom Thema ab. Im Allgemeinen schreibe ich mehr aus meiner eigenen Erfahrung heraus, als dass ich Dinge erfinde. Ich schreibe über Orte, die ich kenne, über Leute, die ich kenne. Dennoch bleibt Raum für Fantasie. Manche Dinge kann man nur erfinden, weil man sie eben nicht erlebt hat.

Philip Bowman, der Protagonist Ihres neuen Romans «Alles, was ist», teilt mit Ihnen die Erfahrung des Krieges. Bowman erlebt den Zweiten Weltkrieg als Marineoffizier im Südpazifik. Sie selbst waren Kampfpilot im Koreakrieg und danach lange im Südpazifik stationiert.

Er macht nicht viel Aufhebens davon, aber als man ihn später fragt, was ihn in seinem Leben am meisten geprägt habe, antwortet Philip: «Der Krieg.» Eine schwierige Frage, doch wäre meine Antwort vermutlich dieselbe. Ein Krieg ist wie ein eiserner Spieß, den man nie wieder aus sich herauskriegt. Diese Erlebnisse beeinflussen alles, was danach kommt, alle

Das «Bis dass der Tod euch scheidet» nimmt vor dem Altar niemand wirklich ernst.

Beziehungen, alle Entscheidungen. Selbst dann noch, wenn die Erinnerungen daran wie bei mir langsam verblassen.

«Alles, was bleibt» handelt hauptsächlich vom «danach» und gehört damit zu dem Teil Ihres Werkes, das sich mit Ehen, Affären und dem bürgerlichen Glücksversprechen befasst. Daneben gibt es die zwei Fliegerromane, mit denen Sie debütierten, und das Bergsteigerdrama «In der Wand». Helden und Häuslichkeit – wie vertragen sich die beiden?

Die meisten Kampfflieger sind verheiratet. Übrigens stört mich das Wort «Heldentum». Dabei denke ich an lorbeergekrönte Griechen. Was ich bewundere, sind Entschlossenheit, Mut, Ausdauer. Das sind die Eigenschaften eines Marathonläufers, die menschlichen Kardinaltugenden schlechthin. Die kommen auch im bürgerlichen Leben zum Tragen – im «Leben, das anzustreben wir alle übereingekommen sind» ...

Der ironische letzte Satz in «Ein Spiel und ein Zeitvertreib».

Ich habe Männerromane geschrieben, keine Frage. Romane, in denen es um den Konflikt zwischen dem männlichen Selbstverständnis und der Wahrnehmung von aussen geht. Aber in keinem meiner übrigen Romane präsentiere ich ein Bild vom guten Vater und Ehemann, von der pflichtbewussten Frau und zwei süssen Kindern. Ich bitte Sie, so ist das Leben nicht. Ganz abgesehen davon, dass die Institution der Ehe in den vergangenen Jahrzehnten ohnehin ziemlich gelitten hat.

Gondeln Ihre Figuren deshalb von einem Ehehafen in den nächsten?

Harmonie als Langzeitprojekt ist eine komplizierte Sache. Dabei habe ich selber eine durchaus romantische Vorstellung von der Ehe. Mit der richtigen Person kann sie ein Segen sein. Aber wenn junge Menschen heiraten, dann vor allem aus einem unmittelbaren Bedürfnis heraus, und das ist fleischlicher Natur. Das «Bis dass der Tod euch scheidet» nimmt vor dem Altar niemand wirklich ernst. Die wenigsten denken dabei auch nur an die nächsten fünf Jahre. Hinzu kommt, dass man einen anderen Menschen nie wirklich kennt – bis es dann, vielleicht, zu spät ist.

Sie haben aus Ihren Affären nie ein Geheimnis gemacht, wie Ihre Memoiren «Verbrannte Tage» zeigen. Ist das ein gutes Rezept?

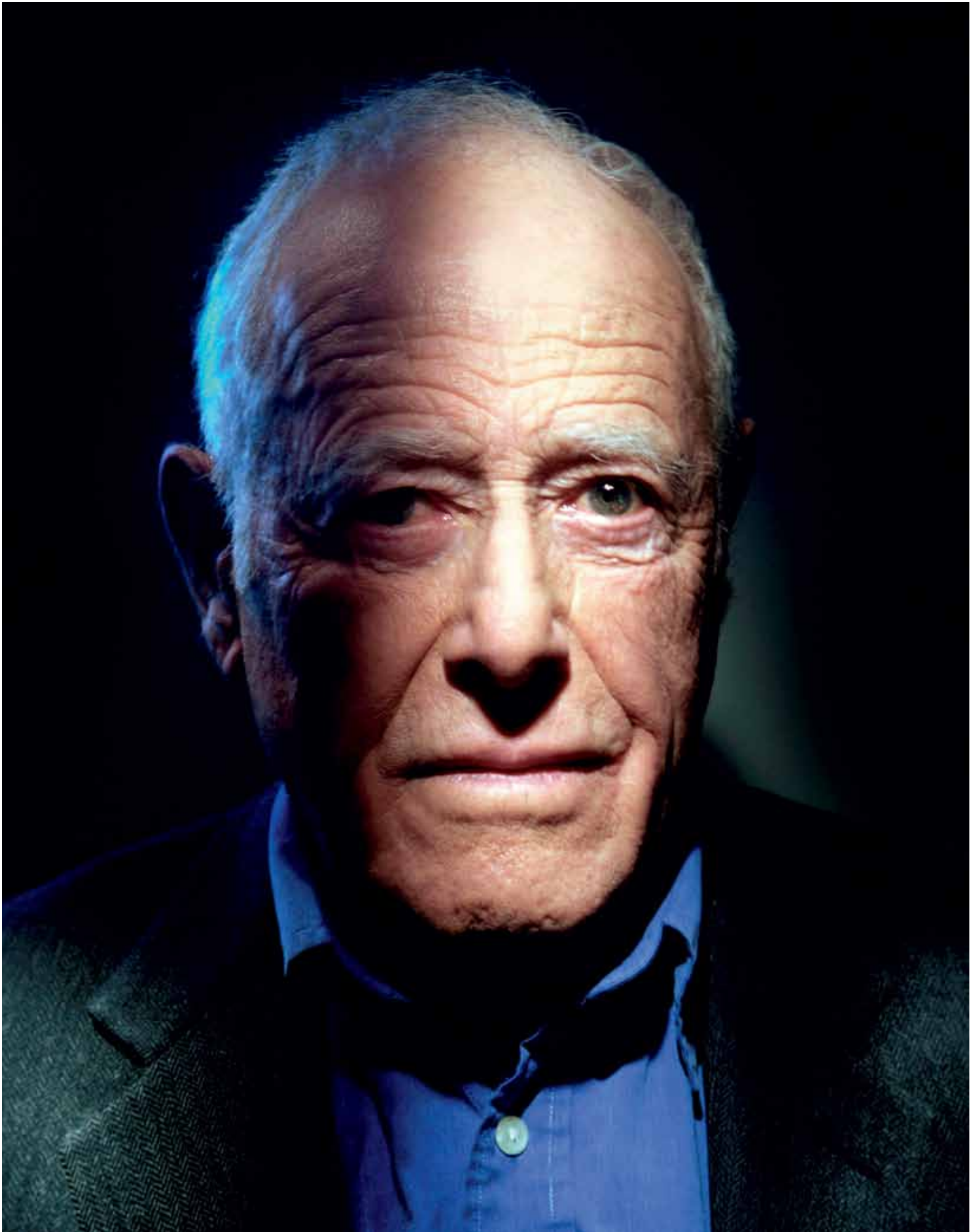
Ich habe mir damit in meiner ersten Ehe jede Menge Ärger eingehandelt. Das war nicht anders zu erwarten. In unserer monogamen Gesellschaft gelten aussereheliche Beziehungen als unmoralisch. In Afrika und Asien, in Thailand, ist das anders. Sind die Leute deshalb dort unglücklicher als wir hier im Westen? Oder umgekehrt? Das müssen Sie einen Soziologen fragen. Und der hat vermutlich seine eigenen Vorurteile. Im Westen wird Untreue jedenfalls hart bestraft, weil sie unserer Vorstellung von Zweisamkeit widerspricht.

Lassen sich Männer aus anderen Gründen auf Affären ein als Frauen?

Männer erliegen meistens der Versuchung. Frauen tun es, weil sie sich dazu berechtigt fühlen.

So beschreiben Sie es in Ihrem Roman «Lichtjahre». In «Alles, was ist» treten die Männer eher wie Jäger und Sammler auf.

Jäger und Sammler ... (*Lacht*) Das sind die Männer, über die zu schreiben mich interessiert. >>>



«Schriftsteller schreiben, um berühmt zu werden»: James Salter.

Wie sehr interessieren Sie sich für Ihre Frauenfiguren? In «Alles, was ist» beschränken Sie sich bei deren Beschreibung hauptsächlich auf das Aussehen, das Vermögen und die Zahl der Scheidungen.

Das stimmt nicht. Die meisten Frauen in «Alles, was ist» sind nur einmal verheiratet gewesen. Und es ist nun mal eine Tatsache, dass Frauen beginnen, sich Sorgen zu machen, wenn sie ihr gutes Aussehen verlieren. Männer mögen sich die Haare färben, wenn sie älter werden. Aber mangelnde Attraktivität stellt für sie kein grosses Problem dar, solange sie sich potent genug fühlen.

Das klingt, als könnten die Frauen zusammenpacken, sobald sich bei ihnen die ersten Falten zeigen.

Das meine ich nicht.

Was denn dann?

Nächste Frage.

In «Verbrannte Tage» schreiben Sie, Europa habe Sie «zum Mann gemacht».

Was für eine Art Männlichkeit meinen Sie damit?

In Europa war alles frisch und offen für mich. Die Kultur, die Architektur, die Geschichte. Besonders die französische Lebensweise empfand ich als befreiend. Nein, «befreiend» ist nicht das richtige Wort: als bereichernd. Plötzlich lernte ich

Dinge kennen und schätzen, von deren Existenz ich bis dahin nicht einmal gewusst hatte. Es dauerte zehn Jahre, bis ich zum ersten Mal den Louvre betrat. Aber das war nicht das Entscheidende. Entscheidend waren die Begegnungen mit den Menschen, mit ihrer Art zu leben.

Weshalb sind Sie nie nach Europa gezogen?

Weil ich kein Auslandamerikaner sein wollte. Ich fühle mich als Amerikaner und will

«In Europa war alles frisch und offen für mich. Die Kultur, die Architektur, die Geschichte.»

zu Hause sein. Das ist eine Frage der Perspektive. Mit wenigen Ausnahmen sind alle meine Figuren Amerikaner. Meine ausgedehnten Aufenthalte in Europa stellten für mich immer eine Art Urlaub von meinen emotionalen und bürgerlichen Pflichten dar. Es ist, als wäre man reich und müsste sich um die Herkunft des Geldes nicht kümmern. Ich genoss die Prinzipienlosigkeit der Italiener, aber ich war froh, nicht für immer unter ihnen leben zu müssen. Ich genoss dieses freie Dasein und konnte mich zugleich darüber erhaben fühlen.

Sie befanden sich mit einer Geliebten in einem Zimmer in Rom, wo Sie für einen

Film recherchierten, als Sie im Fernsehen den ersten Weltraumspaziergang eines Amerikaners verfolgten: Edmund White war ein ehemaliger Fliegerkollege von Ihnen, und Ihnen drehte sich bei dem Anblick der Magen um. Warum?

Ich beneidete ihn um die Leistung, die er da vollbrachte. So wie ich grosse Schriftsteller um ihr Werk beneide. Nicht um ihre Preise, nicht um ihre Prominenz. Es geht um die Tat, um den schöpferischen Akt, den man selber gerne vollbringen würde. Jener Weltraumspaziergang ist übrigens längst in Vergessenheit geraten. Und Ed White verbrannte in der Rakete, die ihn zum Mond hätte bringen sollen.

Wie wichtig ist Ihnen Ruhm?

Schriftsteller schreiben, um berühmt zu werden. Um anerkannt – und bewundert zu werden. Eine meiner Figuren sagt einmal: «Ruhm ist der einzige Beweis von Grösse. Alles andere ist nichts.» Dem stimme ich zu.

Fühlen Sie sich anerkannt genug?

Anerkannt genug? (*Lacht*) Das kann ich nicht beantworten.

Das können oder das wollen Sie nicht beantworten?

«Ich werde zu sehr bewundert», so lautet vermutlich die Antwort.

Wie fühlte es sich an, als Ihre Werke vergriffen waren?

Sind Sie anspruchsvoll?

mediatonic ist das vierte aufeinanderfolgende Jahr die Mediaagentur mit dem besten Image auf dem Schweizer Markt.



Quelle: MediaResearchGroup 2013, Studie durchgeführt bei den Schweizer Top 750 Werbeauftraggebern. www.mediaresearchgroup.ch

place saint-gervais 1
1201 genève
tel. 022 365 20 20
www.mediatonic.ch

mediatonic
integrated media thinking

Sie waren nie alle vergriffen. Nur mal das eine, mal das andere.

Haben Sie denn Ihr eigenes Ziel, die «assoluta», das absolut Beste, zu leisten, erreicht?

Ich bin ein bisschen bescheidener geworden. Je näher ich meinem Ziel komme, desto weiter entfernt es sich von mir.

Fiel Ihnen der Abschied vom Militär deshalb so schwer, weil Sie wussten, dass Sie in der Welt der Literatur von null würden anfangen müssen?

Ich trug von meinem 17. bis zu meinem 32. Lebensjahr eine Uniform ...

Sie besuchten auf Wunsch Ihres Vaters statt der Stanford University die berühmte Militärakademie West Point ...

... ich hatte die wichtigsten Jahre meines Lebens im Militär verbracht. Da überrascht es nicht, dass das Gesuch um meine Entlassung emotional die bis dahin schwierigste Handlung meines Lebens darstellte. Ich kannte keine anderen Schriftsteller. Ich kannte niemanden in New York. Ich fühlte mich verloren in der Menge, ich fühlte mich, als wäre ich mir selber abhandengekommen. Das änderte sich erst, als ich George Plimpton kennenlernte.

Den legendären Autor, Lebemann und Mitbegründer der Literaturzeitschrift Paris Review.

Plimpton hatte eine meiner Geschichten in die *Paris Review* aufgenommen und veröffentlichte darauf meinen Roman «Ein Spiel und ein Zeitvertreib». Er lud mich zu seinen Partys ein, von denen es eine Menge gab. Um ihn herum ging es sehr demokratisch zu. Dabei versuchten sich natürlich alle gegenseitig einzuschätzen. Dennoch war ich willkommen und hatte den Eindruck, Fuss zu fassen.

«Auf einem Wagen wurde Kalbsbraten serviert und dazu Rösti. Das schmeckte hervorragend.»

Haben Sie schon damals den Leuten immer als Erstes auf die Zähne geschaut? In Ihren Romanen beschreiben Sie stets die Zähne Ihrer Figuren.

Andere Schriftsteller schreiben über die Farbe der Augen oder über die Form der Nase. Mich interessieren die Zähne.

Weil gute Zähne, besonders in den USA, ein Statussymbol sind?

Mag sein. Gute Zähne sind aber nicht nur ein Statussymbol. Texaner haben meistens gute Zähne.

Texaner?

Weil da das Trinkwasser reich an Fluor ist. «Texanisches Elfenbein» nennen wir solche

Gebisse. Ja, ich schaue auf die Zähne der Leute. Ihnen zum Beispiel fehlt ein Stück des Vorderzahns.

Das haben Sie bemerkt?

Natürlich.

Und was haben Sie sich dabei gedacht?

Sie hat keine perfekten Zähne. Das macht aber nichts.

Na, danke. Wenn wir schon beim Beissen sind: Sie haben mit Ihrer Frau Kay Eldredge ein kulinarisches Tagebuch, «Life Is Meals», verfasst. Wenn das Leben aus Mahlzeiten besteht: An welche erinnern Sie sich besonders gut?

Ich besuchte früher gelegentlich die Zürcher «Kronenhalle». Da war sie noch nicht so glamourös, sondern «gemütlich». (*Sagt es auf Deutsch*) Es gab einen Wagen, auf dem Kalbsbraten serviert wurde und dazu Rösti. Das schmeckte hervorragend. Auch weil ich beim Essen direkt auf ein Foto von James Joyce blicken konnte.

James Salter: Alles, was ist.
Berlin-Verlag. 384 S., Fr. 36.90

ROAMER
OF SWITZERLAND



Searock





Perfekte Projektionsfläche: Schauspielerin Romy Schneider in den 1960er Jahren.

Stil & Kultur

Die Rose Romy

Von Dantele Muscicono

Sie war die Königin, die Herrscherin der Leinwandblüten. Unverwechselbar, unverkennbar, halb wild und halb das Gezücht veredelten Geblüts. Romy Schneider, Nachfahrin einer grossen Schauspielerdynastie. Wildrose, Kulturrose, in ihr fand sich beides. 75 Jahre alt wäre sie am 23. September geworden. Und blühte wie auf diesem Bild. Denn sie hatte ein Gesicht, dem die Zeit nichts an-

haben konnte. Auch die Zeit liebte dieses Gesicht, auch sie mochte ihm nur schmeicheln.

Hätte Romy Schneider es nur zugelassen. Denn nichts war diesem Gesicht anzuhaben, ausser die eigene Hand. Romy war eine Zierpflanze und Zierde, das war sie wohl, hatte sich dazu erzogen und war dafür erzogen worden, bedürftig nach Anerkennung und nach Liebe. Vor der Kamera gelang ihr alles, im realen Leben wählte sie sich unfähig. Nicht in der Lage, an Liebe zu glauben, und ausserstande, selber zu lieben. Superstar Romy, eine der letzten Grossen des europäischen Kinos.

Sie war schön, und ihre Schönheit hatte sie sich selber geschmiedet. Mit einer Mischung aus gefährlichem Charme und tugendhafter

Reinheit. Der Macht ihres Körpers und ihrer Sinnlichkeit stets voll bewusst. Sie war schön, und ihre Schönheit wirkte gleichermassen strahlend wie gequält. Eine Schauspielerin, die schon als junge Frau alles wusste, es aber nie hatte ausdrücken können. Sie ertrug weder das Mittelmass noch den Verfall von Gefühl. Schönheit, Erfolg und Sex-Appeal machten sie zur perfekten Projektionsfläche. Zum mythischen Sehnsuchtsobjekt oder zur moralischen Feindin. Eine Frau, die sagte: «Ich habe nur Angst vor mir selber.»

Am 23. September wäre sie 75 Jahre alt geworden. Und noch immer ist da dieses Aroma im Raum, die Ahnung ihrer Anwesenheit, und wir fragen uns, unerlöst: Was verbarg

sich hinter der glamourösen Fassade ihres Lebens, hinter den wechselnden Masken ihrer Rollen? Und was bedeutete Alain Delon für sie? Ihre feste Wand, ihr Untergang?

Alain und Romy, ein Traumpaar, eine der grössten Liebesgeschichten des europäischen Kinos. Fünf Jahre dauerte die Beziehung, und sie endete, wie vieles im Leben der Romy Schneider, tragisch. Nach ihrem Tod hat Delon geschwiegen. Jetzt soll ein neues Buch Licht ins Dunkel bringen. Doch ist es nicht eben das Dunkle, das die Fantasie befähigt, an die Wahrheit von Märchen zu glauben?

Günter Krenn: Romy & Alain. Eine Amour fou. Aufbau

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Joël Dicker**: Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert (*Piper*)
- 2 (–) **Jussi Adler-Olsen**: Erwartung – der Marco-Effekt (*DTV*)
- 3 (8) **Urs Widmer**: Reise an den Rand des Universums (*Diogenes*)
- 4 (3) **Jojo Moyes**: Ein ganzes halbes Jahr (*Rowohlt*)
- 5 (2) **Gillian Flynn**: Gone Girl – Das perfekte Opfer (*Fischer Scherz*)
- 6 (4) **Milena Moser**: Das wahre Leben (*Nagel & Kimche*)
- 7 (5) **Alex Capus**: Der Fälscher, die Spionin und der Bombenbauer (*Hanser*)
- 8 (–) **John Williams**: Stoner (*DTV*)
- 9 (7) **Franz Hohler**: Gleis 4 (*Luchterhand*)
- 10 (9) **Jonas Jonasson**: Der Hundertjährige ... (*Carl's Books*)

Sachbücher

- 1 (1) **Annemarie Wildeisen**: Mein Küchenjahr (*AT*)
- 2 (2) **Daniela Widmer, David Och**: Und morgen seid ihr tot (*Dumont*)
- 3 (10) **Ruth Maria Kubitschek**: Anmutig älter werden (*Nymphenburger*)
- 4 (4) **Pascal Voggenhuber**: Kinder in der Geistigen Welt (*Giger*)
- 5 (3) **Duden**: Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut*)
- 6 (–) **Michèle Roten**: Wie Mutter sein (*Echtzeit*)
- 7 (–) **Thomas Jaenisch, Felix Rohland**: Myboshi 3.0 (*Frech*)
- 8 (8) **Gabriel Palacios**: Hypnotisiere mich (*Cameo*)
- 9 (5) **Peter Bieri**: Eine Art zu leben (*Hanser*)
- 10 (–) **Guinness World Records**: Buch 2014 (*Bibliographisches Institut*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Plagiat

Kaum hat sich die Aufregung um die Plagiatsvorwürfe von Nassim Nicholas Taleb an den Schweizer Bestsellerautor Rolf Dobelli etwas gelegt, da erreicht uns eine Einladung des Paul-Klee-Zentrums für eine Lesung von Lukas Bärfuss. Um die Besucher auf die Veranstaltung einzustimmen, sind ein paar Sätze des Schriftstellers abgedruckt: «Helden sind wir alle auf die gleiche Art. Schwach sein und scheitern dagegen, das ist etwas sehr Persönliches und Liebenswertes.» Diesen Gedanken kennen wir doch von irgendwo. Genau, es ist der Anfangssatz aus Tolstois «Krieg und Frieden»: «Alle glücklichen Familien sind einander ähnlich; jede unglückliche Familie ist auf ihre Weise unglücklich.» Ein Plagiat? Nein. Sich von klugen Leuten inspirieren zu lassen, ist nichts Verwerfliches. (rb)

Bühne

Alles bloss ein böser Traum

Der Saisonauftakt des Zürcher Schauspielhauses ist bezeichnend für das Theater unter Intendantin Barbara Frey: Den brisanten Fragen weicht man aus. *Von Rico Bandle*



Humoristische Einwürfe: Kafkas «Prozess» im Zürcher Schauspielhaus.

Mit Kafkas «Prozess» und Büchners «Woyzeck» eröffnete das bedeutendste Sprechtheater der Schweiz letztes Wochenende die Saison: zwei Texte, die beide unvollendet geblieben sind und die beide ein tödliches Ende nehmen. «Der Prozess», der Roman über den biedereren Bankprokuristen Josef K., der verhaftet und zum Tod verurteilt wird, ohne je den Grund zu erfahren, ist auch wegen seiner vielschichtigen Interpretationsmöglichkeiten zum Klassiker geworden. Das Stück beleuchtet einerseits den Leerlauf und die Willkür der überbordenden Bürokratie mit ihren korrupten Beamten und Juristen – das «kafkaeske» System –, andererseits einen Typus Mensch, der selbst dann noch gehorsam bleibt, wenn ihm übles Unrecht angetan wird. Schauspielhaus-Intendantin Barbara Frey setzt den Schwerpunkt in ihrer Inszenierung allerdings anders: Für sie ist der groteske Prozess etwas, was sich in erster Linie im Kopf von Josef K. abspielt: eine Wahnvorstellung, ein Albtraum.

Natürlich: Eine solche Interpretation ist nicht falsch. Aber sie nimmt dem Stoff jegliche Brisanz. Niemand braucht sich betroffen zu fühlen – zumal Barbara Frey die Albtraumbilder mit humoristischen Einwürfen bricht.

Einen Tag später machte Regisseur Stefan Pucher in der Schiffbau-Halle aus «Woyzeck» eine üppige Rock-Oper. Ein ganzes Brockenhaus hat

er für das Bühnenbild herkarren lassen, ein Teil der Bühne steht unter Wasser, riesige Videoprojektionen lassen das Geschehen wie einen Spielfilm erscheinen. Der Gegensatz zum Vortag könnte nicht grösser sein: Barbara Freys Inszenierung ist puristisch (wie immer), ihre Figuren sind sehr holzschnittartig gezeichnet. Pucher hingegen richtet ausstattungs-mässig mit der grossen Kelle an; die Musik – klarer, starker Punkrock – macht selbst dann Spass, wenn gesungen wird: «Auf der Welt ist kein Bestand, wir werden alle sterben.»

Keine Lust an der Auseinandersetzung

Das Stück, eigentlich eine bittere Anklage gegen die skrupellose Gesellschaft, die einen Familienvater zum Mörder macht, rückt bei dem ganzen Brimborium in den Hintergrund: Man hätte irgendeinen Inhalt einsetzen können, die Wirkung wäre dieselbe geblieben. Wieder wurde die Brisanz aus dem Stück entfernt.

Ein Saisonauftakt, der zu dem Theater passt, seit die introvertierte Intendantin Barbara Frey das Haus übernommen hat: Man zeigt wenig Lust an der gesellschaftspolitischen Auseinandersetzung und setzt alles daran, kontroversen Fragen und Debatten auszuweichen.

Spieldaten: www.schauspielhaus.ch

Halbmond, Kreuz und Judenstern

Zülfü Livaneli gehört zu den schärfsten Kritikern der türkischen Regierung. Nun ist sein neues Buch erschienen. *Von Oliver vom Hove*

Eine Liebe im Schatten des NS-Terrors ist schon oft beschrieben worden. Aber hier wird sie in Verbindung gebracht mit dem bis heute in der Türkei unter Strafandrohung dementierten Pogrom gegen die armenischen Christen. Tief in die europäischen Abgründe des vergangenen Jahrhunderts steigt der türkische Schriftsteller Zülfü Livaneli in seinem jüngsten Roman, «Serenade für Nadja», der die Tragik von Verfolgung, Asylsuche und politischer Willkür an einem besonders erschreckenden Beispielfall von politisch vereiteltem Liebesglück darstellt. Zugleich bringt er Licht ins Dunkel etlicher Verdrängungen, die sich die offizielle Türkei hinsichtlich der letzten hundert Jahre noch immer leistet.

Geschichte dient den Nationalisten ja meist nur als Unterpfand ihres Suprematie-Anspruchs. Liberale, weitsichtigere Geister erwarten von ihr mehr: Für sie vermag Historie auch ein Mahnmal historischer Versäumnisse und Verfehlungen darzustellen. Solch ein Geschichtsverständnis bestimmt Zülfü Livaneli, den türkischen Schriftsteller, Sänger und populären Liedermacher. Einst sass er in seiner Heimat für seine politischen Überzeugungen im Gefängnis, ging auch zwischendurch ins Exil nach Schweden. Mittlerweile zählt er als einer der stimmstärksten Intellektuellen zu den vehementen Kritikern der Regierung von Ministerpräsident Recep Tayyip Erdogan, dem er vorwirft, eine «islamistische Agenda» zu verfolgen.

Sensationeller Erfolg in der Türkei

Livaneli setzt Aufklärung auf seine Agenda: In seinem künstlerischen Wirken tritt er gegen nationale Überheblichkeit und kollektive Geschichtsvergessenheit an. Am eindrucksvollsten beweist er das in seinem neuen Roman, der in der Türkei eine Sensationsauflage von über 250 000 Exemplaren erreicht hat.

Der Autor beleuchtet darin zum einen den in seiner Heimat weitgehend totgeschwiegenen Einfluss, den deutschsprachige Emigranten seit der Hitler-Diktatur auf die beschleunigte Entwicklung der säkularen türkischen Moderne seit den dreissiger Jahren genommen haben. Er erinnert zum andern an das dunkle Kapitel der verweigerten Hilfe für jüdische Flüchtlinge auf dem havarierten Frachtschiff «Struma» 1942 vor der türkischen Küste – 786 Menschen wurden damals dem Seetod im Schwarzen Meer ausgeliefert; der abgewiesene Seelenverkäufer wurde letztlich von einem russischen Torpedo versenkt. Und



Grosser Erzählbogen: Autor Livaneli.

er rügt die Türkei, deren Bevölkerung immer eine Mischung aus Türken, Armeniern, Arabern, Griechen und Kurden war, für ihr mangelndes multiethnisches Selbstverständnis.

Viel auf einmal für einen Roman. Aber der gewiegte Erzähler Livaneli verknüpft seine Themen durch die folgenreiche Begegnung einer jungen Türkin mit einem 86-jährigen deutschstämmigen Professor aus den USA, der nach Istanbul zurückkehrt, um den Erinnerungen an seine auf der «Struma» umgekommene jüdische Frau Nadja nachzugehen. Einmal auf Vergangenheitssuche, entdeckt die ihm von der Universität als Begleitung zugeleitete Rektoratsangestellte Maya, dass ihre Grossmutter wie auch ihr in der Armee als Offizier dienender Bruder stets ihre armenische Abkunft verschwiegen haben.

So rückt der Autor in seinem grossen Erzählbogen die Verfolgung von Minderheiten aus der türkischen Schweige-Quarantäne zurück in den internationalen Dialog. Mit steigender Spannung lässt er seine Protagonistin in die tragische Liebesgeschichte des deutschen Professors und in die unaufgeklärten Geheimnisse der NS-Zeit in Istanbul Einblick nehmen.

Zülfü Livaneli: Serenade für Nadja. Aus dem Türkischen von Gerhard Meier. Klett-Cotta. 356 S., Fr. 29.90

Nils Wograms «Fourth Stream»

Von Peter Rüedi

Die CD beginnt mit einem diskreten Schock. Sind wir auf der falschen Hochzeit? Die erste Nummer heisst «Lisboa», und deren Einleitung bestreitet ein «klassisches» Trio aus Violine (Gerður Gunnarsdóttir), Viola (Gareth Lubbe) und Cello (Adrian Brendel: ja, der Sohn von Alfred dem Grossen). Dann kippt die Truppe in einen Jazz-Groove und eine sonore Melodiosität, schon näher bei dem, was wir von einer Gruppe erwarten, die seit mehr als zehn Jahren den Namen Root 70 trägt.

Allein, das nächste Stück beginnt noch verwirrender, wie eine Webern-Hommage mit atonalen Flageolets, bevor sich das eindringliche und coole Altsaxofon von Hayden Chisholm einflucht und wir bei wundersam komplexen und sinnfälligen Erzählweisen landen und überraschendem Interplay zwischen den Strings und dem Jazz-Quartett. Wenn Nils Wogram seine jüngste CD, «Riomar», mit Root 70 with Strings ankündigt, meint das nicht «Parker with Strings» und anderes als fast alle Fusionsversuche zwischen Jazz und «Klassik», wie sie in Anknüpfung an den «Third Stream» der fünfziger Jahre wieder Konjunktur haben. Wogram, zweifellos einer der grossen zeitgenössischen Posaunisten, praktiziert mit Root 70 eine Art sehr originell in eine Vierteltonstruktur verfeinerten und verfremdeten Bebop, ebenso virtuos wie nachvollziehbar, wie überraschend. Mit Bedacht lud er keine feste «klassische» Formation zur Session, sondern drei exzellente Einzelmusiker. Sie liefern mehr als das Futteral für solistische Jazz-Kostbarkeiten – sie sind selbst als Improvisatoren gefragt. Daraus ergibt sich eine Art in vielen Stimmungslagen leuchtender «Fourth Stream». Exemplarisch dafür ist das Stück «Riomar», eine Art «Three or Four Shades of the Blues», um mit einem Titel von Mingus zu sprechen, einer der Referenzpunkte von Wograms magischer Kunst des Dazwischen (mit schwer auszumachendem Grenzverlauf zwischen Komposition und Improvisation).

Root 70 ist eine traumhaft eingespielte und bewegliche Gruppe: neben Wogram und Chisholm Matt Penman am Bass und Jochen Rückert an den Drums. Gescheite Musik für viele Gefühlslagen.



Nils Wogram
Root 70 with Strings: Riomar.
Nwog Records 007

Top 10

Knorr's Liste

1	What Maisie Knew	★★★★☆
	Regie: Scott McGehee/David Siegel	
2	Gloria	★★★★☆
	Regie: Sebastián Lelio	
3	The Look of Love	★★★★☆
	Regie: Michael Winterbottom	
4	The Bling Ring	★★★★☆
	Regie: Sofia Coppola	
5	Elysium	★★★★☆
	Regie: Neill Blomkamp	
6	Now You See Me	★★★★☆
	Regie: Louis Leterrier	
7	Red 2	★★★☆☆
	Regie: Dean Parisot	
8	Lovely Louise	★★★☆☆
	Regie: Bettina Oberli	
9	Vijay and I	★★★☆☆
	Regie: Sam Garbarski	
10	Feuchtgebiete	★★★☆☆
	Regie: David Wnendt	

Kinozuschauer

1 (1)	We're the Millers	23 359
	Regie: Rawson Marshall Thurber	
2 (-)	Red 2	23 343
	Regie: Dean Parisot	
3 (2)	White House Down	11 610
	Regie: Roland Emmerich	
4 (3)	Planes	10 366
	Regie: Klay Hall	
5 (5)	The Smurfs 2 (3-D)	7983
	Regie: Raja Gosnell	
6 (8)	Lovely Louise	5709
	Regie: Bettina Oberli	
7 (-)	Gloria	5057
	Regie: Sebastián Lelio	
8 (4)	Feuchtgebiete	4676
	Regie: David Wnendt	
9 (7)	Despicable Me 2	4372
	Regie: Pierre Coffin, Chris Renaud	
10 (6)	Pain & Gain	3551
	Regie: Michael Bay	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Hänsel und Gretel (Rainbow)
2 (-)	Der grosse Gatsby (Warner)
3 (2)	Oblivion (Universal)
4 (3)	Epic (Fox)
5 (-)	3096 Tage (Rainbow)
6 (-)	Nachtzug nach Lissabon (TBA)
7 (4)	Kokowääh 2 (Warner)
8 (5)	Mama (Universal)
9 (7)	Dead Man Down (Impuls)
10 (8)	Ich – einfach unverbesserlich (Universal)

Quelle: Media Control



Heiliger Franziskus: Ashton Kutcher spielt Steve Jobs.

Kino

Vom Halbleiter zur Himmelsleiter

«Jobs», das Biopic über den Apple-Gründer, ist sakrale Denkmalpflege. Die iPhone-Gläubigen wird's entzücken.
Von Wolfram Knorr

Schon in den ersten Szenen schreitet er mit nackten Füßen fürbass über den Campus und gibt gleich mal den Tarif durch: Hier kommt, lang, dünn, mit Bart und sanft lächelnder Güte im Blick, ein Messias, in dem eine Heilsbotschaft für die Menschheit heran glüht. Noch hat sie keine konkrete Form, noch mäandert er durch Uni-Seminare, die – wie der Kalligrafiekurs – dennoch hilfreich sind.

Letztlich freilich ist ihm die Uni ein Joch, das es abzuschütteln gilt. Irgendwie ahnend, dass seine Zukunft in der heraufdämmernden Halbleiterkultur liegt, heuert er bei Atari an, wird zum herumwieselnden Unruhestifter, darf für die Firma ein Spiel entwickeln, das ihm zusammen mit dem Computerfreak Steve Wozniak gelingt; dafür bescheisst er ihn dann ums Honorar: Atari zahlt 5000 Dollar, dem Kumpel gibt er 350. Mit diesem und Ronald Wayne gründet er 1976 die Apple Computer Company – der Beginn einer grandiosen Karriere, die Himmelfahrt von Steven Paul Jobs.

Der früh Verstorbene war ein Meister des Designs und der PR; aus jeder Produktpräsentation machte er eine Bergpredigt. Seine «Heilige Schrift» waren cool gestylte und leicht zu bedienende Macs – und seine wachsende Gemeinde nahm sie an wie himmlisches Manna. Seine Computer, iPho-

nes, iPads et cetera wurden zur Himmelsleiter, die aus dem irdischen Jammertal befreie.

So ähnlich ist leider das Biopic «Jobs» mit Ashton Kutcher in der Titelrolle geraten. Zwar soll Jobs ein unangenehmer Firmenchef und wüster Choleriker gewesen sein, was Ex-Mitarbeiter und sein Biograf Walter Isaacson bestätigen, doch was Regisseur Joshua Michael Stern und Autor Matt Whiteley aus Jobs' Vita machen, ist letztlich pure Denkmalpflege.

Einsamer Citizen Kane

Klar, Kutcher gibt nicht nur den Sympathieträger; freilich kommt es zu emotionalen Ausbrüchen in der Firma und böse Auseinandersetzungen, aber letztlich sieht Stern in Jobs einen heiligen Franziskus, der seines Amtes waltet: Der Digital-Ära zu dienen; eine solche Mission geht ohne Kollateralschäden nicht ab. Sie gehören nun mal zum zähen Kampf gegen Unverstand. Auch leiden muss ein solcher Erlöser, und Steve wird prompt, wie es sich für solche Ausnahmeerscheinungen gehört, zum einsamen Citizen Kane, der unter dem Porträt von Einstein in seinem riesigen Anwesen telefonisch um Freunde bettelt, aber kein Gehör findet. Szenen, die leider völlig kaltlassen, weil es keine emotionale Bindung zur Figur gibt, auch

wenn die Wahl des Jugendidols Kutcher das verhindern soll.

Kein Wort fällt über Jobs' Herkunft als Ad-optimalkind; kaum ein Wort über sein gestörtes Privatleben, und, eigentlich am allerschlimmsten, nicht der geringste Versuch, die damalige Stimmung der unkonventionellen Start-up-Typen in Kalifornien einzufangen, die Goldgräbermentalität, die das Spiel mit der Elektronik auslöste. Das Biopic bleibt eine Andacht, und Kutcher setzt Jobs' Gestik und Sprache zu angestrengt um. Eine ernst zu nehmende Jobs-Biografie, vergleichbar mit «The Social Network» über Mark Zuckerberg, ist das nicht. Es heisst, Aaron Sorkin («The West Wing», «The Newsroom») bereite eine vor. ★★☆☆☆

Weitere Premieren

L'inconnu du lac — An einem FKK-Strand für Schwule verguckt sich der regelmässige Besucher Franck in den athletischen Michel. Doch der schneie Body entpuppt sich bald als ein ganz brutaler Kerl. Franck wird Zeuge eines Mordes, und dann gibt's noch den dicken, brummigen Henri, der sich scheinbar um das zügellose Leben am Strand nicht zu scheren scheint. Das Schwulendrama von Alain Guiraudie, das hüllenlos daherkommt, tut ständig so, als sei es was Besonderes, aber

in Tat und Wahrheit ist das einfach pornografisch. Es gibt Kritiken, die den Film für «dialektisch» halten und ihn sogar mit Hitchcock vergleichen. Unfassbar. Mit Hitch hat dieser verlogene Voyeurismus so viel zu tun wie «Unterm Dirndl wird gejodelt» mit «Lolita». ★★☆☆☆

Riddick — Vin Diesel, der Meister Proper unter den Muskelprotzen, ist auf einem fernen Planeten gestrandet, wird von aberwitzigen Monstern gejagt und muss gegen martialische

Kopfgeldjäger kämpfen. Die Granitbirne mit den Nachtsichtaugen und der Grollstimme wie aus einem tiefen Kohlenkeller ist stark beeinflusst von Richard Corben, dem Underground-Comic-Künstler, der mit dem muskelbepackten Glatzkopf in den siebziger Jahren die Düster-Fantasy-Welt, in der sich Archaik und SF mischen, salonfähig machte und zum Kult. Zeitweise standen seine Heavy-Metal-Punk-Comics auf dem Index. Von Corbens Exzentrik-Typologie nähren sich die «Riddick»-Filme. ★★☆☆☆

Fragen Sie Knorr

Sie bejubelten die TV-Serie «The Newsroom». Haben Sie die ganze erste Staffel gesehen? Ich war auch begeistert, doch dann kam die Enttäuschung über die Entwicklung von Charakteren. A la «High School Musical» gibt's die dümmliche Blondine, die Erfolgsfrau als kichernde Gans et cetera. A. K., Meggen



Ich habe sie alle gesehen. Aaron Sorkin, Kreativeur und Autor, hat das bewusst als Screwball-Comedy angelegt. Nur hochmodernst aus dem Leben von Politjournalisten zu er-

zählen, ist heikel. McAvoy ist ein ziemlich arrogantes Ekel, während die Ex-Geliebte McHale doch eine clevere Person mit starkem Durchsetzungswillen ist. Die «dümmliche Blondine» ist Volontärin, weiss aber nicht, was an ihr dümmlich ist. Es geht natürlich immer auch um Beziehungsquerelen. Manchmal, da haben Sie recht, wird's zu exzentrisch. Aber Screwballs mit den rasanten Pingpong-Dialogen funktionieren so. Letztlich ist's halt immer Ansichtssache.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

ALWAYS ON TARGET !



SWISS MILITARY
HANOWA

Flagship Chrono

Ref. 6-5183.04.003
Gehäuse & Band aus Edelstahl, Saphirglas
wasserdicht bis zu 10 ATM (100m)
Swiss Made
empfohlener Preis CHF 199.-

Tosca, die Zweite

Prominenter Nachwuchs; schöne Frauen am Oktoberfest; Drinks nach dem Theaterabend. *Von Hildegard Schwaninger*



Geheimnis gelüftet: Tenor und Festivalgründer Jenny.

Er pflegt intensiven Kontakt zu den Medien. Mit Hilfe der Presse setzte **Christian Jott Jenny** das Festival da Jazz in St. Moritz, dessen Gründer und Leiter er ist, definitiv auf die Kulturlandkarte. Er gibt ausführliche Interviews, und so weiss man alles über ihn (sein Vorbild: **Gottlieb Duttweiler**; sein Energiespender: Banane; sein Engadiner Domizil: eine versteckte Hütte; sein Handy: vorsintflutlich). Nur zu seiner Scheidung gab er sich wortkarg. Seine Hochzeit mit der bildhübschen Primarlehrerin **Selina Messerer** wurde publizistisch ausgeschlachtet, beim traurigen Kapitel Trennung gibt sich der offenerzige Jenny bedeckt.

Jetzt ist das Geheimnis gelüftet: Schon bald nach seiner Hochzeit zeugte der Umtriebige eine Tochter. Aber leider nicht mit seiner Frau. Jenny gibt – notgedrungen – genauer Auskunft. Also: Die Kleine heisst Tosca. Die Mutter ist «eine uralte Schulfreundin von mir, mittlerweile Atomphysikerin». Mutter und Kind geht es ausgezeichnet.

Wenn im «Meylenstein» (Gastgeber: Familie Meyerstein) etwas läuft, kann man sicher sein: Es kommen schöne Frauen! Und ein paar harte Burschen. Letzten Samstag tanzten sie in der Krachledernen an, denn es hiess: «O'zapft is!» Zum fünften Mal fand das Oktoberfest statt, es war restlos ausgebucht. Die

Autowaschanlage verwandelte sich in eine Festhütte mit Bier und bayrischer Musikkapelle. Dresscode war «trachtig», die Frauen trugen bunte Dirndl (bei Charles Vögele, wo man die Münchner Nationalkleidung günstig erwerben kann, waren sie restlos ausverkauft). Bald nachdem Weisswürste und Schweinshaxen verzehrt waren, sprangen die Gäste auf die Holzbänke, Hände in die Höh', und man tanzte. Alles verströmte Fröhlichkeit. Man vergass die Zeit.

Unter den Gästen: Opernsängerin **Malin Hartelius** (kam gerade von den Salzburger



Dresscode «trachtig»: Sängerin Hartelius.

Festspielen), Neurochirurg **René Bernays** (einer der wenigen in Zivil). Das Oktoberfest scheint bei den Jungen hip zu sein. Man sah: **Derek Tanner**, den Sohn des Lindt-&-Sprüngli-

CEO, der dort im Marketing arbeitet, **Alex Friedli**, Tochter von **Peter Friedli** (Speich), **Nathalie Jacobs**, Tochter von Unternehmer und Mäzen **Klaus Jacobs**.

Ausgerechnet nach dem Stück des radikal-revolutionären **Georg Büchner** («Frieden den Hütten! Krieg den Palästen!») lud die Swiss Re zum Apéro im Foyer des Schiffbaus. Man feierte die gelungene Premiere von «Woyzeck» (Regie: **Stefan Pucher**, Hauptdarsteller: **Jirka Zett** und **Henrike Johanna Jörissen**), und der Sponsor, Swiss-Re-VR-Präsident **Walter Kielholz**, war mit seiner Frau, Kunsthändlerin **Daphne Kielholz-Pestalozzi** (Art Poster Gallery) persönlich anwesend.

Einen Drink konnte man nach dem aufwühlenden Sozialdrama gut gebrauchen. Dazu wurden Oliven, Parmesan und Brot gereicht. Büchners Stück ist brutal in seiner sozialkritischen Anklage, die Apéro-Gespräche waren entsprechend hitzig. Lustig ist es nicht bei Büchner. Aber ein aufregender Theaterabend war es. Schauspielhaus-Intendantin **Barbara Frey** durfte ihren Kollegen vom Opernhaus begrüßen: Intendant **Andreas Homoki** war mit Ehefrau **Aurelia** und seinem kaufmännischen Direktor **Christian Berner** da. Man sah Schauspielhaus-VR-Präsidentin **Brigitte von der Crone** mit ihrem Mann, Rechtsanwalt **Hans Caspar von der Crone**, Kunstwissenschaftlerin **Bice Curiger**, Gynäkologin **Brida von Castelberg**.



Alles ist anders: Intendant Homoki.

Am Wochenende startet am Opernhaus Zürich die zweite Saison von **Andreas Homoki**, und alles redet darüber, ob es jetzt besser oder schlechter ist als unter Vorgänger **Alexander Pereira**. Nun: Alles ist anders. Homoki, müssen die Künstler feststellen, ist in vielem weniger grosszügig. Wenn ein Sänger des Ensembles ein Engagement an einem anderen Haus hat, wird ihm Geld vom Lohn abgezogen. Bei Pereira konnte er die Gage behalten. Gilt diese Regelung auch für den Hausherrn, wenn er an anderen Häusern inszeniert?

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Knisternde Verbindung

Die Elektroingenieure Mara Tuchman, 32, und Bill Porter, 33, haben im März geheiratet. Es war eine elektrisierende Angelegenheit.



Trauung mit LötKolben: Ehepaar Porter-Tuchman.

Bill: Wir sind beide Elektronik- und Computereffreaks. Ich traf die Liebe meines Lebens im College, und wir waren viele Jahre beste Freunde, bevor mehr aus unserer Beziehung wurde. Mara ist klug, lustig und schön, allerdings auch sehr störrisch und verbohrnt. Am allermeisten hasst sie spontane Aktionen, und Überraschungen verabscheut sie. Ich wusste, dass ein Verlobungsantrag ein gewisses Risiko birgt und dass sie aus blosser Verärgerung über den Überfall nein sagen könnte.

Mara: So weit kam es nicht. Als wir die Heirat beschlossen, war von Anfang an klar, dass unser technisches Interesse eine Rolle spielen soll. Man könnte meinen, die romantischen Insignien einer Hochzeitsfeier – Brautkleid, Hochzeitstorte, Luftballons – lassen sich nicht mit technischen Elementen mischen, aber die Kombination funktionierte erstaunlicherweise wunderbar. Es waren jedoch Hunderte von Metern Draht, viele Elektroden, LED-Lämpchen, Schaltplatten und anderes nötig, damit unsere Träume erfüllt werden konnten.

Bill: Sogar während der Trauung benutzten wir einen LötKolben. Doch beginnen wir ganz am Anfang: Die Hochzeitskarte sollte speziell sein. Mit dem 3-D-Drucker schufen wir Schaltplatten und versahen sie mit entsprechenden

Dioden und *memory chips*. Es war eine Riesenarbeit, bis alles funktionierte, doch dann leuchteten Ort und Datum der Hochzeit als blinkende Punkte, die eine verschlüsselte Nachricht in Morsezeichen für unsere Gäste enthielten.

Mara: Anstelle von üppigen Blumenbouquets gab es von uns entworfene Objekte aus durchsichtigem Kunststoff, die über ein hochkomplexes Innenleben verfügten und in der Dunkelheit wie Kunstwerke leuchteten. Wir integrierten ein Musiksystem, und bei jedem Toast, der ausgesprochen wurde, konnten wir die blinkende und singende Technik auslösen. Das übliche Prinzessinnenkleid liess ich mir nicht nehmen, und auch Bill wählte einen klassischen Anzug als Outfit. Mit dem Unterschied, dass wir in mein strassbesetztes Oberteil blinkende LED-Lämpchen integrierten und im Anzug-Inneren von Bill ein Kabelsalat herrschte. Die Drähte leuchteten schliesslich als feines Muster auf Brusthöhe, und ich muss sagen: Unsere E-Textilien sahen sehr chic aus.

Bill: Die grösste Herausforderung blieb die Trauzeremonie. Für die Organisation blieben uns nur vier Tage Zeit. Über eine Leiterplatte sollten die Frage: «Mara, willst du mich heiraten?» und ihre Antwort: «Ja, ich will» über unseren Köpfen erscheinen. Die dafür notwendigen feinen Lötarbeiten brachten uns schlussendlich auf die Idee, dass wir unsere Liebe und unser gemeinsames Schicksal über eine elektronisch geschaffene Verbindung symbolisieren könnten, eine handwerkliche Arbeit, die wir vor unseren Gästen bewerkstelligen wollten. So kam der LötKolben ins Spiel.

Mara: Die Brautjungfern trugen Bouquets aus elektronisierten Drähten, und anstelle von Gold und Brillanten blinkte an meinem Hals ein Geschmeide aus winzigen elektrischen Widerständen und perlenartigen Punkten, die aus alten Druckerpatronen stammten. Die Vorbereitungen, aber auch der Event waren für uns ein gemeinsames Abenteuer, eine partnerschaftliche Herausforderung und somit auch der ideale Auftakt für eine Ehe, in der es keine Kurzschlüsse geben soll.

Protokoll: Franziska K. Müller

Kleine Störung

Von Andreas Thiel — Aus der Serie: «Bundesrätinnen beim Psychiater».

Widmer-Schlumpf: Guten Tag, Doktor, wie geht es Ihnen?

Psychiater: Es geht so. Ich hatte gerade einen pathologischen Fall einer schweren narzisstischen Persönlichkeitsstörung auf meiner Couch.

Widmer-Schlumpf:

Was ist eine narzisstische Persönlichkeitsstörung?

Psychiater: Menschen mit einer narzisstischen Persönlichkeitsstörung sind welche, die alles ihrem persönlichen Ansehen unterordnen. Wie soll ich Ihnen das erklären? Machen wir ein praktisches Beispiel. Angenommen, jemand würde Bundesrat durch eine Intrige, müsste dabei die eigene Partei verraten und somit die Konkordanz über Bord werfen. In der Folge müsste dieser Bundesrat, anstatt nach Volkes Wille zu regieren, seine Macht dazu missbrauchen, seine Wiederwahl zu sichern, indem er zum Beispiel den Atomausstieg verkündet, um sich die Stimmen der Linken im Parlament zu sichern. Ein Bundesrat mit einer narzisstischen Persönlichkeitsstörung würde bei Verhandlungen mit den Machthabern anderer Länder dem Verlangen erliegen, seinen Verhandlungspartnern zu gefallen und somit Verträge zu Ungunsten seines Landes abzuschliessen. Er wäre imstande, dafür neben der Konkordanz auch noch das Bankgeheimnis zu opfern oder den Grundsatz, dass Gesetze nicht rückwirkend geändert werden. Dieses selbstsüchtige Verhalten kann daher rühren, dass solche Menschen nie etwas wirklich Wertvolles erschaffen haben, nie an einer Wertschöpfungskette beteiligt gewesen waren und somit auch nie das Glück verspürten, etwas geleistet zu haben. In einem solchen Fall müssten Sie sich Ihren Stolz künstlich aufbauen, und die Anerkennung beinahe mit einer selbstsüchtigen Rücksichtslosigkeit ...

Widmer-Schlumpf: Äh, Doktor? Untersteht ein Psychiater eigentlich der ärztlichen Schweigepflicht?

Psychiater: Ja.

Widmer-Schlumpf: Sehr gut.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Einer für alle

Von Peter Rüedi



Wer sich, aus welchen Gründen immer, länger mit Wein beschäftigt, entwickelt, ob er will oder nicht, einen (im Glücksfall nur dezenten) Hang zum Snobismus. Einfach deshalb, weil das Bessere der Feind des Guten ist und weil er mit der Zeit vergisst, dass es ohne das Gewöhnliche auch das Aussergewöhnliche nicht gäbe.

Fast jeder weiss, dass sich beim Wein die Korrelation zwischen Preis und Qualität längst ins Irrationale verflüchtigt hat – und misstraut insgeheim doch sehr günstigen Weinen. Nun besteht die Menschheit allerdings und zum Glück nicht nur aus wirklichen oder eingebildeten Weinkennern, sondern, so sie denn überhaupt Alkoholisches konsumiert, in der überwiegenden Zahl aus Leuten, die gern mal ein Glas zur Hand nehmen, der Gesellschaft zuliebe oder wegen des inspirierenden Effekts; die durchaus merken, ob ihnen ein Wein bekommt oder nicht, sich aber den Teufel darum scheren, warum.

Der floristische Jargon des sogenannten *wine-speak* kommt ihnen vor wie der Dialekt eines fremden Volksstamms, und wenn Insider ihnen den ganzen Fruchtsalat in einer Flasche durchbuchstabieren, denken sie verschüchtert: «Weshalb lassen die Wein nicht einfach Wein sein – und mich damit zufrieden?» Weder die einen noch die andern sind deshalb die besseren oder schlechteren Menschen. Sie sind einfach verschieden. Das eben stellt allerdings jeden Gastgeber einer grösseren Gesellschaft immer mal wieder vor Probleme. Was tische ich auf, was den einen gefällt und die andern nicht beleidigt? Hier ist so etwas wie ein Kompromiss, in den sich beide finden können (und erst recht der Gastgeber, der am Ende die Zeche bezahlt): Château Hyot, ein kleiner Bordeaux aus den Côtes de Castillon (neben Saint-Emilion). Für die einen «ein sehr reifer Wein mit Anklängen von Cassis und Brombeeren sowie roten Früchten, sehr rassig, mit frischer Säure und weichen Tanninen» (*The Wine Spectator*, 90 Punkte). Für die andern etwas, das schmeckt, und zwar nach mehr, und damit basta. Recht haben sie beide.

Château Hyot. Castillon Côtes de Bordeaux 2010.
13,5 %. Gazzar. Fr. 10.–. www.gazzar.ch

Niedlich ist anders

Von Jürg Zbinden



1



2



3

1 — Tyen, der langjährige Kreativdirektor für Make-up bei Dior, hat sich das Thema «Mystic Metallics» zu eigen gemacht: «Die Harmonien, die ich für diesen Look geschaffen habe, greifen die geheimnisvollen Farben der Galaxie auf. Wie bei einer Reise auf den Mond.» Ladys, die also ein bisschen «Raumschiff Orion» oder «Star Trek: Enterprise» spielen möchten, liegen in diesem Herbst richtig bei Dior. Sechs Eyeshadows sind erhältlich: «Aventure», ein dichtes Schwarz, schillernd, die Unendlichkeit verkörpernd; «Etoile», ein funkelnd-glitzerner Sternenstaub; «Hypnotique», ein von Silber durchzogenes tiefes Violett; «Cosmos» oder das magische Blau einer Nacht unter freiem Himmel; «Lune», rechts, eine zauberhaft reine Perlmutterfarbe für einen romantisch anmutenden Blick; «Millenium», links, ein Khaki mit Bronzefacetten, und schliesslich «Météore», ein flammender Bernsteinton. Zwei Effekte: Das mit dem Finger aufgetragene Puder verschmilzt mit der Haut und sorgt für ein sanft schimmerndes Nude-Finish. Mit dem Applikator aufgetragen, gewinnt die Farbe an Intensität und sorgt für eine aussergewöhnlich satte Pigmentierung. Für eine Lamé-Wirkung kann das Make-up leicht feucht aufgetragen werden. Preisempfehlung: um Fr. 49.–.

2 — Celebrity-Düfte haben hierzulande einen eher schweren Stand, erwachsene Frauen wollen nicht unbedingt Britneys oder Rihannas Auftragskompositionen verbreiten. Ein anderes Kaliber ist Adam Levine, der Frontmann von Maroon 5. Die Duftlinie des Frauenschwarms ist überraschend gut. Der Männerduft (links) kombiniert Mandarine, Grapefruit und Zitronengras mit Noten von Bernstein, Sandelholz und Zeder. Die Damenwelt beglückt Levine mit indischen Jasmin- und Rosenblättern und mit australischem Sandelholz, um die lang anhaltende Basisnote mit cremiger Vanille zu enthüllen. Die Flakons sind von der Form eines Mikrofons inspiriert, das schwarze Sprühhörchen erinnert an ein Mikrofonkabel. 100 ml Eau-de-Toilette-Spray kosten Fr. 79.– für ihn, ihr Eau de Parfum hat denselben Preis.

3 — Ein veritables Schnäppchen ist das im Charleston-Stil der zwanziger Jahre gehaltene Minikleid aus Chiffon und Pailletten. In Kombination mit einem New-Wave-Make-up kommt es nicht verschlafen nostalgisch, sondern *edgy* rüber. Das Kleid von Yessica pure ist bei C & A erhältlich und kostet gerade mal Fr. 69.–.



Auto

In neuer Grösse

Der Toyota RAV4 ist mittlerweile ein recht stattliches SUV mit grosszügigen Platzverhältnissen für alle und alles. *Von David Schnapp*

Beim ersten Zusammentreffen mit meinem Testwagen vom Typ Toyota RAV4 verhalte ich mich wie eine alte Tante und denke: «Der ist aber gross geworden.» Irgendwie hatte ich das kompakte SUV anders in Erinnerung. Eine kurze Internetrecherche beruhigt mich. Mein Gedächtnis hat mich nicht im Stich gelassen. «Vor fast 20 Jahren startete der Toyota RAV4 als 3,69 Meter kurzer Fun-Car», schreibt die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Heute sei der Wagen ein ernsthafter Beitrag zum Thema SUV. Toyota selbst nennt es ein «stilvolles, urbanes Allradlerlebnis» oder auch «Recreational Active Vehicle», was zwar niemand versteht, was die Sache aber doch recht genau trifft.

Der RAV ist jetzt also ein ziemlich stattliches Auto von exakt 4570 Millimeter Länge und sieht vor allem von der Seite eher aus wie ein grosser Kombi als wie ein Geländewagen. Das Auto guckt aufmüpfig in die Welt, und wenn man hinter dem Steuer sitzt, schwenkt der Blick über ein angenehm symmetrisches, aber auch etwas zerklüftetes Cockpit mit vier verschiedenen Anzeigedisplays (Uhr, Klima, Entertainment, Bordcomputer) und einen ab-

wechslungsreichen Materialmix mit recht hohem Hartplastikanteil.

Zum Start nagelt der 2,2-Liter-Dieselmotor ordentlich, was sich aber legt, sobald das 150-PS-Aggregat warmgelaufen ist. Der Durchschnittsverbrauch wird mit 6,7 Litern angegeben, aus denen in der richtigen Welt eher 8,5 Liter werden dürften. Ein Start-Stopp-System gibt es nicht, dafür Assistenten für den toten Winkel, das Spurwechseln und das Fernlicht, für das Hinauf- und Hinabfahren am Berg, das Rückwärtsfahren et cetera.

Freizeitauto für jeden Tag

Im Alltag ist der neue RAV4 ein sehr angenehmer Begleiter mit hoher Entspannungswirkung. Man ist ordentlich motorisiert, nimmt es aber lieber gelassen. Die Platzverhältnisse sind sehr komfortabel, Fahrer, Beifahrer und Hinterbänkler sitzen bequem, und der Kofferraum fasst 577 Liter, zusätzliche 100 Liter passen in das Unterbodenfach, und mit abgeklappten Rücksitzen kann man den Inhalt eines kleinen WG-Zimmers transportieren, wenn es nicht mehr als 1776 Liter Volumen umfasst. Der RAV ist wie gesagt ein «Recreational Active Vehicle». Ein Freizeitauto also, die Werbung zeigt in so einem Fall lachende Familien mit Surfbrettern und Velos und Hunden, aber selbst wenn man mit dem Toyota nur zur Arbeit fährt oder keine Hunde mitführt, ist er ein sehr angenehmes Auto.

Toyota RAV4 2.2 D-CAT Sol Premium

Leistung: 151 PS, Hubraum: 2231 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 185 km/h
Preis: Fr. 48 500.-, Testwagen: Fr. 52 747.-

Zu Tisch

Der Koch, sein Biograf

Von David Schnapp



Die Arbeit von Spitzenköchen ist recht oft autobiografisch geprägt oder mindestens stark persönlichkeitsabhängig. Ein interessantes Beispiel für Autobiografieküche ist der in Zürich tätige Berner mit italienischen Wurzeln, Antonio Colaiani. Letztes Jahr hat er seinen Platz in den Wolken, wo er neben David Martínez Salvany das «Clouds» im Prime Tower geführt hat, geräumt und ist ins «Mesa» umgezogen, wo er die Nachfolge des hochgelobten Marcus G. Lindner antrat. Beides waren nicht die einfachsten Jobs in der Schweizer Hochgastronomie, die in letzter Zeit zu besetzen waren.

Nach einem ersten Besuch im letzten Herbst, (zu) kurz nachdem er im «Mesa» gestartet war, blieben gemischte Gefühle zurück. Das zweite Essen vor einigen Wochen war dann fast durchwegs grossartig. Interessant bei Colaiani ist, dass seine italienisch inspirierte Küche auf ein klassisches, französisches Fundament baut, das er in der Schweiz gelernt hat. So kommen verschiedene Welten zusammen, das macht ein Essen bei ihm interessant. Nach einem kleinen Auftakt wird ein Caprese zerlegt; Tomaten werden in verschiedenen Temperaturen und Konsistenzen mit Burrata und Basilikum(-Gel) sowie mit Artischocken kombiniert. Als Nächstes dekonstruiert man ein Clubsandwich kunstvoll, bevor eine gebratene Langustine mit Melone und knusprigen, ganzen Shrimps serviert wird. Das ist ein schlichter, fast ganz auf sehr gute Grundprodukte reduzierter Gang – sehr italienisch also. Es folgt ein offener, handwerklich wunderschön gemachter Raviolo, der eine reichhaltige Bouillabaisse zudeckt und von einem wohlriechenden Basilikumschaum begleitet wird.

Ein weiteres Gericht, das man nicht so schnell vergisst, ist das Rindstatar unter einer Kartoffelschaumhaube mit Sommertrüffeln – nichts bahnbrechend Neues, aber bis ins Detail perfekt gemacht und einfach sehr, sehr fein. So vergnügen wir uns weiter bis zu den beiden schönen Desserts, Kirsche mit Schokolade sowie Yuzu, Beeren und Holunder.

Restaurant Mesa: Weinbergstr. 75, 8006 Zürich.
Tel. 043 321 75 75. Sonntags und montags geschlossen.
Ausführliche Beschreibung des Menüs auf www.dasfilet.ch



«Das ist nett ausgedrückt»: Radio-DJ und Geschäftsmann Prince, 69.

MvH trifft

Tony Prince

Von Mark van Huisseling — Bei «Radiopirat und Geschäftsmann» denkt man an jemand anderen – bei uns jedenfalls.

Ich hätte unsere Verabredung fast verschieben müssen, weil ich aus Ibiza komme und der Flieger Verspätung hatte ...» – «Sie waren auf Ibiza? Mein Sohn lebt dort.» – «...soviel ich weiss, sind Sie selber oft dort.» – «Ja, ich hatte oft dort zu tun; es ist ein gutes Leben, wenn man es sich ermöglichen kann.» – «Ja, ja. Mein Eindruck, ganz allgemein: Radiostationen stecken in Schwierigkeiten, überall, Disc Jockeys haben Erfolg.» – «Das ist nett ausgedrückt.» – «Sind Sie einverstanden?» – «Ja. Der Grund ist, dass die Musikwelt überbevölkert ist. Und Musik ist so einfach zu bekommen, man kann sie downloaden und so weiter. Ich war in Los Angeles, traf einen Freund und fragte seine 15-jährige Tochter, was sie für Radiostationen höre. Sie sagte: «Ich höre kein Radio.» Unglaublich.» – «Hört sie denn Musik?» – «Sie hört viel Musik, und ich fragte: «Wo findest du deine Musik?» Sie antwortete, ihre Freunde finden sie, die wüssten, welche Musik sie möge.»

Tony Prince, geboren Thomas Whitehead in Oldham bei Manchester, 69, ist ein Radio Disc Jockey (bei uns: Moderator) und Geschäftsmann (Wikipedia). In den sechziger und siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts hörte man ihn auf Radio Luxembourg und Caroline; Caroline war ein sogenanntes Piratenradio, das von einem Schiff in der irischen See sendete. Der Film «Radio Rock Revolution» (von Richard Curtis, mit Philip Seymour Hoffman, Bill Nighy) erzählt zum Teil die Geschichte. Danach gründete er das Magazin *Mixmag*, die Klub-Kultur-Bibel (Eigenreklame); er verkaufte es später an den britischen Medienkonzern Emap International für damals acht Millionen Pfund. Dieses Gespräch fand statt, als er wegen des International Radio Festivals in Zürich war.

«Was raten Sie Radiochefs, damit sie im Geschäft bleiben?» – «Zurück zum Start: es braucht DJ-Persönlichkeiten. Erinnern Sie

sich an Radio Luxembourg? Jeder DJ war eine Persönlichkeit. Heute hört man das bloss noch in Morgenshows, allerdings reden diese DJs zu viel, finde ich. Die Zukunft ist, so sieht's aus, Internet-Radio; das Radio als Gerät, wie wir es kennen, ist wohl bald vorbei, sogar im Auto.» – «An den DJ als Geschäftsmodell glauben Sie aber, nicht wahr?» – «Ja. Heute ist zwar jeder ein DJ, schon Kinder machen Mixtapes in ihrem Zimmer. Aber weil es so unglaublich viel Musik gibt im Internet, braucht es *professionals*, die die Musik finden für einen, die man hören will. Und deren Stimme, Haltung oder Humor man mag. Oder DJs, die man mag, weil sie nicht reden – ich war Programmdirektor von Radio Luxembourg und bekam ein Band zugeschickt, das war 1981, auf dem der DJ nicht sprach. Zuerst dachte ich: ein Spinner. Doch dann stellte ich ihn an und wir wurden Mix-Pioniere mit DMC [Disco Mix Club, eine Show auf Radio Luxemburg], und in meiner Zeitschrift *Mixmag* predigte ich, DJs in Nachtclubs sollen aufhören, nach jedem Lied zu sprechen, was normal war, weil sie Radio-DJs nachmachten. Wir bekamen haufenweise Anfragen, alle wollten DJs, die nicht reinredeten. Heute ist das normal, kein Club-DJ redet mehr, und jeder ist auch ein Produzent. Doch ich glaube, auch Radio-DJs können wieder Könige sein.»

«Roger Schawinski?»

«Gibt es eigentlich noch Piratenradios in London? Eine Zeit lang gab es viele solche.» – «Ja, die gibt es noch.» – «Weshalb betreibt heute einer ein illegales Radio in einem Keller, wenn er es über das Internet verbreiten kann, was erlaubt ist?» – «Ich weiss es nicht, ich glaube, es ist ein Hobby, und ich weiss nicht, ob jemand diese Sender hört. Es ist schon schwer genug, für legale Radiostationen Hörer zu finden.» – «Haben Sie den Namen Roger Schawinski schon einmal gehört?» – «Nein.» – «Er hat, unter anderem, das Piratenradio in der Schweiz erfunden.» – «Wann war das?» – «Ungefähr 1979.» – «Yeah, well, Radio Caroline begann 1964. Ich muss aber sagen, das erste Piratenradio war, soviel ich weiss, ein schwedisches. Von denen hatte Ronan O'Rahilly [Radio-Caroline-Gründer] die Idee.» – ««Ich kann Oldies nicht mehr hören», war die Überschrift eines Interviews mit Ihnen [Newsnetz], tatsächlich?» – «Ich denke, das war wohl ein Übersetzungsfehler. Was ich gesagt habe: Ich bin nicht in der Vergangenheit hängengeblieben mit meinem Musikgeschmack ... Das ist etwas anderes. Ich höre immer noch viel von Elvis zum Beispiel.» – «Können Sie sagen, von welchem Künstler Sie zuletzt ein Album oder eine Single gekauft haben?» – «Nein, kann ich nicht. Ich höre viel neue Musik auf BBC Radio 6 Music.»

Sein liebstes Restaurant: «The Cliff» [Derricks, St. James, Barbados, Telefon +1 246 432 1922], *magic, magic*. Das war eine einfache Frage.» – «Viele Leute finden das die schwerste Frage.» – «Tolles Interview, wie wenn Sie mich in Ihrem Wohnzimmer befragt hätten.»



PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.



Eine Patek Philippe gehört einem nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr, aber eigentlich
bewahrt man sie schon für die nächste Generation.

